

# Valentin von Golst,

Pastor in Fellin.

---

Dargestellt

von

**C. L o s s i u s,**

Pastor in Werro.

5-A

~~18412~~ Ag. 57,733

Biblioth.

Academ.

Dorpat.

Dorpat.

Druck und Verlag von C. J. Neumann,  
Universitäts-Buchhändler.

---

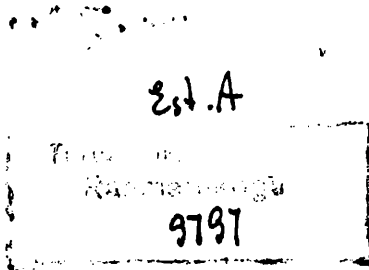
1862.

Der Druck wird unter der Bedingung gestattet, daß nach  
Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die vor-  
schriftmäßige Anzahl Exemplare zugestellt werde.

Dorpat, den 23. Januar 1862.

Nr. 15.

Abgetheilter Censor: de la Croix.



## I n h a l t.

---

### Einleitung.

#### I. Cap. Das Leben in der Jugend.

Des Kindes Verhältnisse, Anlagen und Sinnesart. Seine Erziehung und Unterricht. Universitätszeit. Candidatenreise: philosophische Anläufe in Berlin. Hegel; Predigten von Strauß und Thieremin. Bereitelter Absprung nach Italien, Abende bei Neander, Martheinecke. Morgen-spaziergang. Devrient. Jena. Weimar. Zwei Züge aus Wien. Oberitalien. Rigi. Heimkehr. Erste Predigt. Anstellung. Brautchaft. Einzug in Fellin 1832.

#### II. Cap. Das Leben im Amt und Hause.

Das innere Leben und sein fester Luthertischer Grund. Des Lebens Ernst und Humor. Des Lebens Erweisung, der mühevollen, aber herrlichen Dienst am Worte. Die Mühen der Predigt, ihre Welse und Weihe.

Zustand der Stadtgemeinden im Allgemeinen. Ueberwindung der Uebelstände, Einführung des Wortes in die Gemeinde, Confirmandenlehre, Bibelsunden, Sylvesterabendgottesdienste, Stellung zur estnischen Gemeinde. Spiel des Humors. Theilnahme an den Synoden. Die Wiederbringung aller Dinge. Predigerconferenzen.

Das häusliche Leben und der Familienfenn. Der schöne Brief. Hausandachten. Gottvertrauen. Beginn der Krankheit. Weigerung des Reisepasses.

#### III. Cap. Das Leben in der Krankheit.

Reise nach Helsingfors. Unerwartetes Eintreffen des Passes ins Ausland. Der charakteristische Brief. Ueber Stockholm

und Lübeck nach Gms. Friedenscongreß in Frankfurt a. M. Rückkehr. Neues Kränklein. Zweite (dritte) Reise. Gms. Urferri bei Interlaken. Weyh. Italiens Schrecknisse. Genua. Livorno. Rom. Todesnachrichten aus der Heimath. Häuslichkeit in Rom. Abendmahl daselbst. Capuzinerkünste. St. Peter. und das Weihnachtsfest. Sprachenfest in der Propaganda. Junobüste. Der Carneval in Rom. Die Lutherische Dame und der Cardinal. Tivoli. Des Papstes Osterfegen und die Geister in der Luft. Das magische Feuerwerk auf Monte Pincio. Humoristisches Eingehn auf die Papstverwechslung. Nach Neapel. Das paradiesische Sorrent. Rückreise. Rückfall in Innsbruck. Erlangen und der ärztliche Beichtvater. Baden-Baden. Neue Todesnachricht. Warum nicht Pippssprünge? Rückkehr, amtlich und häuslich Leben bis 1860. Schöner Schluß der Predigerconferenzen.

#### IV. Cap. Das Leben im Tode.

Entfugung. Erstickungsanfall. Neues Aufleben zum Weitersterben. Herrliche Gebetsworte. Humoristische Selbstbetrachtung. Gruß und Segen an die Seinen. Beichtbekenntniß. Hoffnung aufs Sterben. Getäuschte Hoffnung. Schöne Auffassung dieser Forderung. Gebet um Hilfe und Freiheit. Sola fide. Geistliche Anfechtungen. Sieg. Schöne Summa an die Kinder. Letztes Schreiben. Tod. Beerdigung. Lebenszeichen nach dem Tode. Zwei Schlußbemerkungen.

---

## Einleitung.

Nicht viel weniger Berechtigung als das Dasein eines Menschen hat seine Biographie. Ist sie doch nichts andres als der Bericht von dem Leben, das Gott gegeben und geleitet hat nach seinem Rath (oder in schlimmen Fall doch hat leiten wollen). Wir lieben Biographien und glauben, daß es ein gutes Stück des Lebens der Seligen sein wird, Einsicht zu gewinnen in das Leben der Einzelnen und wie dieses in seiner Besonderheit doch ein Theil geworden ist des großen Ganzen, wie sich die mannigfaltige Weisheit Gottes in wunderbarem Spiel an den Menschenkindern bewiesen, und Verschiedenheit der Temperamente, Mannigfaltigkeit der Gaben und Geschicke dienstbar gemacht hat dem Bau des Tempels aus lebendigen Steinen, dessen Eckstein Jesus Christus ist. Hier auf Erden wird eine Lebensbeschreibung allerdings das „Stückweise“ unsres Erkennens an sich tragen und je größer dieses in Bezug auf ein Menschenleben ist, desto kleiner ist die Berechtigung der Biographie desselben. Die am Meisten berechtigten Biographien sind diejenigen, in welchen das Ganze oder doch beträchtliche Theile des Lebens das Walten des göttlichen Werkmeisters klar erkennen lassen, so daß man Gott wirksam sieht in und an dem Menschen, mag dieser auf den Höhen des Lebens oder tief unten stehn. Es kommt bei jedem Menschenleben auf dessen Verhältniß zu Gott an.

Zu Lobe der Gnade Gottes ist der folgende Lebenslauf erzählt, der Gnade, die auch diesen seligen Freund angenehm gemacht hat in dem Geliebten Eph. 1, 6. Das „Stückweise“ fehlt darin nicht, zumeist wegen unvollkommenen Blicks des Darstellers. Auch war die Individualität des seligen Freundes eine reiche und bot Seiten dar, die, immer zwar wahr und offen, doch den menschlichen Blick zu tieferer Betrachtung zwangen. So waren sein großer Ernst und sein nicht minder großer Humor, seine bedeutende Begabung für die Predigt und seine doch so schwere Arbeit bei der Vorbereitung auf dieselbe, seine feine, treffende und gewaltige Schriftanwendung auf das Menschenleben und seine leichte, heitere Verkehrsweise, seine Reizbarkeit, die sich manchmal zu rücksichtsloser Heftigkeit steigerte und seine wahrhaft bezaubernde Freundlichkeit Seiten seines Wesens, bei denen man für die eigene Anschauung entweder vereinigen mußte, was getrennt schien, aber im Wesen des Freundes doch eins war, oder aus einander halten mußte, was von Gott und was von der Sünde war. — Aber durch das Alles hindurch und über das Alles hinaus erscheint in seinem Leben die Natur unter dem siegreichen Einfluß der göttlichen Gnade. Zeigt sich in seinem Leben eine Macht, die wie jede Macht (die göttliche ausgenommen) ihre Schattenseiten hat, die Macht des unmittelbaren frischen Lebens, so ist diese dem reflectirenden Geist unsrer Zeit gegenüber an sich schon ein Kleinod, wird aber bei ihm durch die erfahrene Heiligung zu einer wahren Perle. Mag der systematisch gebildete Mann bei Hölst wissenschaftliche Durchbildung vermissen, so hat

dieser Mangel ihm in seinem Leben wenig Abbruch gethan, wohl aber ihm die lebendige kindliche Anschauung bewahren helfen, die uns in seiner Reisebeschreibung so angenehm entgegentritt, beim Erfassen aber der höchsten Gegenstände des Lebens als Theologe und Pastor hat ihn jener von ihm selbst gefühlte Mangel in eine treue Arbeit des Geistes hineingezogen, welcher, da Holst gleichwohl genug Theologe war, die christliche Kirche Predigten verdankt, die getrost den besten an die Seite gesetzt werden können, welche es überhaupt giebt. Professor Kleinert\*) sagte schon 1833: „Alles, was der Holst predigt, das hat so einen Kirchenstyl, er ist recht ein Kirchenmann und erinnert zum Theil an die Kirchenväter.“ — Man denkt sich in unserer Zeit vielleicht etwas Anderes bei diesem Wort, als was Kleinert dabei dachte. Wir müssen aber sagen, daß schon Holst's 1833 erschienenen Predigten (Reval bei Lindfors Erben) dem öcumenischen Charakter der evangelisch-Lutherischen Kirche durchaus entsprechen. Sie sind nicht rationalistisch, nicht pietistisch, sie sind auch nicht farblos, sondern getragen vom christlichen Kirchengeiste, sind objectiv klar, subjectiv warm, aus der heiligen Schrift und dem lebendigsten Glauben geschöpft und erfrischen durch treffliche Combination, lebendige Individualisirung, durch edle allgemein verständliche Sprache und schöne maßvolle Form. Gewiß wird das Alles in der eben bei Karow in Dorpat erschienenen Postille nicht weniger der Fall sein, und wie diese Predigten das Mark des Lebens

\*) über ihn s. Aßmuth's Leben S. 115—117.

ihres Autors sind, so werden sie auch zur Förderung des christlichen Lebens überall viel beitragen. Wir dürfen in Wahrheit sagen: wie lieblich waren dieses Boten Christi Füße nicht nur auf den Bergen, auf den Höhen seiner Lebenshätigkeit, sondern auch im langen Leidens- und im tiefen Todesthale. Durch die Sündergestalt leuchtete immer das freie Kind Gottes und durch die scharfe Leidenskronen die Pracht der Krone des Lebens. Sein von Gott gekröntes herrliches Sterben darf der christlichen Kirche gar nicht verborgen bleiben. Weil Alles bis zuletzt an Holst's Leben war, so theilen wir die Darstellung in 4 Capitel: Das Leben in der Jugend, das Leben im Amt und Hause, das Leben in der Krankheit und das Leben im Tode.

Die Kindheitsgeschichte ist Darstellung seines noch lebenden Bruders und Lehrers, die Candidatenreise Auszug aus seinen eigenen noch vorhandenen Briefen. Die weitere Geschichte seines Lebens, seiner Arbeit und Mühen im Amte, seiner Reisen nach Deutschland und Italien ist aus Tagebüchern und Briefen Holst's zusammengestellt und die Geschichte seines von Gott verherrlichten Sterbens ist gewissenhafte treue Darstellung seiner Wittve. In andern Mittheilungen Erzähltes ist hienach theils zu erweitern (s. Verkholz Mittheilungen 1860, Heft 6), theils zu berichtigen (St. Petersburg. Sonntagsblatt 1860 № 29).

Im Januar 1862.

E. L.



Erstes Capitel.

Das Leben in der Jugend.

Karl Heinrich Valentin von Holst (unter den 14 Kindern seines Vaters und den 12 Kindern seiner Mutter das jüngste) ist am 13. Juni 1808 in Wolmar geboren und von seinem ältesten leiblichen Bruder (dem im Jahre 1833 als practisirender Arzt in Dorpat verstorbenen Heinrich von Holst) bei der Taufe gehalten.

Eine sehr angenehme Gesichtsbildung, verbunden mit einem anziehenden, muntern und freundlichen Wesen, offenem, harmlosen, zutraulichen Gemüth und der schon frühe merkbar werdenden geistigen Begabung machten das Kind zum Liebling nicht nur seiner Eltern und Geschwister, sondern auch der Freunde und Bekannten der Familie. — Seine Eltern hatten nach dem jüngsten der am Leben erhaltenen Kinder (der im Jahre 1799 geborenen Tochter) die fünf nachfolgenden in zartem Alter verloren, — nur eins, das letzte († 1807), war über 1 Jahr alt geworden, — woher es denn erklärlich und verzeihlich wird, daß unser Benjamin für Eltern und Geschwister ein rechter Benoni, ein Schmerzens- und Angstkind und Bruder wurde, den sie alle mit besonderer Bärtlichkeit bewachten

und mit banger Besorgniß ansahen, es werde auch dieser — wie die 5 vorhergegangenen — ihnen entriffen werden.

Als im Sommer 1807 das letzte Kind gestorben war, hatte der Vater weinend die damals achtjährige Tochter in die Arme geschlossen und schluchzend ausgerufen: „ach! sollst du denn immer unser jüngstes Kind bleiben?!“ — Dieselbe schmerzliche Befürchtung und Sorge blieb — rücksichtlich unsers Valentin — in den Herzen und machte sich namentlich bei den vorkommenden Krankheitsfällen des keineswegs kräftig constituirten Kindes und Knaben mit besonderm Nachdruck fühlbar.

In diesen Umständen nun lag der natürliche Anlaß, daß bei Eltern und Geschwistern unvermerkt ein solches Verhalten gegen das heranwachsende und lieblich sich entwickelnde Kind vorwaltend wurde, das man gemeinlich „Verwöhnen.“ nennt, welches jedoch nicht in Verweichlichung und Verhättschelung oder gar sündliche Zuchtlosigkeit ausartete. Auch hat Gottes Gnade und treue Obhut die verderblichen Einflüsse und Wirkungen solchen Verhaltens von der Seele des Kindes abgewehrt. Denn von allem herrischen und anmaßenden, hochmüthigen und anspruchsvollen, launischen und eigensinnigen Wesen — sowohl den Gliedern der Familie und Diensthoten, als auch den Altersgenossen und allen Andern gegenüber — ist er stets frei und fern gewesen und geblieben. Im Gegentheil scheint durch die gnädige Obhut und Leitung des Herrn diesem Verhalten der Angehörigen keine andre Einwirkung auf die Seele des Kindes gestattet worden zu sein, als die der Förderung einer freien und fröhlichen

Entwicklung seiner natürlichen guten Gemüthsanlagen und Gaben. Als solche aber sind zu erwähnen jene Objectivität des Wesens und anziehende Unbefangenheit, Offenheit und Aufrichtigkeit, ohne berechnende Absichtlichkeit und Effectmacherei, jenes harmlose, kindliche Vertrauen auf die Liebe und Güte aller Andern, innigst verbunden mit der Gesinnung des Wohlwollens, freundlichen Entgegenkommens und herzlicher Dienstwilligkeit, jene stets regsame Thätigkeit, Munterkeit und naive Fröhlichkeit, wobei schon frühe die Neigung zum arglosen Scherz und heitrem Humor als charakteristischer Zug seines Wesens zu erkennen war. Indem nun alle diese an sich guten Anlagen an jenem Verhalten der Angehörigen (dem sogenannten Verwöhnen) nur die Bedingungen einer ungehemmten gedeihlichen Entfaltung und Gestaltung fanden, so dürfen wir hierin wohl das Walten der Gottesgnade erkennen, die es nicht zuließ, daß dieses Menschenverhalten einen andern Einfluß als den heilsamen und gesegneten der Liebe auf das Seelenleben des Kindes gewinnen durfte.

Hier aber darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese Wesens- und Gemüthseigenthümlichkeit, der gesammte individuelle Charakter des begabten Kindes und Knaben auch mehrfach eine ganz andre Beurtheilung und Schätzung — mit fast entgegengesetzten Resultaten — gefunden hat. Es gab — auch unter sonst wohlwollenden und ernst gesinnten Leuten — solche, denen das Wesen und Betragen des Knaben mißfiel, weil sie meinten, überall nur Eitelkeit, Selbstgefälligkeit und widrige Gefallsucht durchschimmern zu sehen und die von uns gelobte Naivetät, die immer zu harmloser Aeußerung der Gedanken

und Empfindungen trieb, für vorlaute, ärgerliche Schwachhaftigkeit aus hochmüthigem Selbstgefühl und Arroganz halten und daher auch unbedingt tadeln zu müssen.

Daß dieser Knabe, als ein Adamskind, auch von Eitelkeit nicht frei gewesen, muß ja wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Dies aber hindert keineswegs jenem Urtheil der tadelnden Kritiker unsere Zustimmung zu versagen und ihm den Werth objectiver Wichtigkeit mit aller Entschiedenheit abzuspochen, sofern bei demselben Vorurtheil individueller Geschmack oder einseitige Härte die bestimmenden Mächte waren, unter deren Leitung dann bei Darstellung und Begutachtung seelischer Erscheinungen und Thatsachen nur gar zu leicht der Neigung zu voreiliger und willkürlicher — das heißt keineswegs abgenöthigter — Unterschiebung unedler und unreiner Beweggründe die entscheidende Hauptstimme eingeräumt wird, mithin ein ungerechtes, weil unrichtiges Urtheil das gewonnene Resultat sein muß.

Heiter und fröhlich, in knabenhafter Nüchrigkeit und Kraftübung, von Liebe umgeben und getragen und seinerseits in Liebe sich öffnend und mittheilend, verlebte unser Valentin seine ersten glücklichen Kinderjahre im elterlichen Hause. — Der muntere, lebhafteste, stets regsame und thätige Geist des Kindes suchte und fand allezeit und allerwärts Gelegenheit und Mittel zu der ihm unentbehrlichen Beschäftigung und die angemessene Nahrung und Bedingung seiner erspriesslichen Entwicklung und Bildung. — Bei dem lebhaften Interesse für Alles, was ihn umgab, was er sah und hörte, öffnete er Sinne, Verstand und Gemüth unbefangen und willig den Eindrücken der Außen-

welt, so daß durch dies objective, kindlich naive Verhalten, bei den nicht gemeinen Anlagen und Gaben, Geist und Gemüth täglich bereichert werden mußten. — Wie er mit rückhaltlosem Vertrauen den Menschen sich angeschlossen und hingab und dagegen seinerseits allezeit deren Mittheilungen, Ermahnungen und Belehrungen freudig und dankbar in sich aufnahm, so waren auch Steine, Pflanzen und Thiere ihm wie anziehende Persönlichkeiten, mit denen herzlich lebendig zu verkehren ihm ein wirkliches Bedürfnis war, dessen Befriedigung ihm zu wachsender Freude und Belehrung diente, so daß seine ganze Seele sich immer mehr darin vertiefen und bei der liebenden Hingebung immer reichlicher empfangen und nehmen konnte. — Wie es dem Pädagogen und Psychologen interessant war, den Knaben zu beobachten, wenn er also aufmerksam betrachtend und sinnend, mit herzlicher Freude schon Bekanntes wiederfindend und Neues wahrnehmend und sich aneignend, oder auch nur kindlich unbefangen, heiter und rührig spielend unter diesen seinen lieben Gefährten sich bewegte, so war es wirklich rührend, zu sehen, mit welcher verständigen Besonnenheit, Sorgfalt, Treue und Liebe er der Pflege seiner Gewächse im Garten und seiner Hühner, Hunde und anderer Hausthiere oblag. — Diese speciellen Berufsgeschäfte seiner Häuslichkeit schwächten jedoch keineswegs sein lebhaftes Interesse an der übrigen in weitem Kreise ihn umgebenden Natur. Schon bei dem kaum sechsjährigen Knaben gehörte es zur täglichen Lebensordnung (von der nur ausnahmweise abgewichen wurde), daß er stundenlang in der Umgegend des Hofes — (er hat die meiste Zeit seiner Kinderjahre auf dem Lande, in

Rujen-Torney zugebracht) — umherstreifte in unbefangner Kindeslust, immer aber mit aufgethanen Sinnen und aufmerksam forschendem und beobachtendem Geist. Die Lebendigkeit, Wärme und Naivetät seiner jedesmaligen Berichte über die Entdeckungen, Erlebnisse und Erfahrungen auf diesen seinen regelmäßig unternommenen Wanderungen war in hohem Grade anziehend und durch die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit in der Erzählung für den Pädagogen sehr wichtig und von wesentlichem Nutzen, denn offen legte sich darin die ganze Seele des Kindes, nach ihrer Beschaffenheit und wechselnden Zuständen und Bedürfnissen, dem Blicke des Erziehers dar. Hatte er auf diesen Reisen etwas Verbotenes oder sonst Unrechtes gethan, so wurde das in dem Berichte nie übergangen, noch auch beschönigt oder entstellt. — Ueberhaupt war es gar erfreulich und rührend, zu sehen, wie ihm stets das Bewußtsein einer noch nicht bekannten Schuld unerträglich drückend war und daher auch immer zu voller Reichte und herzlicher Abbitte trieb. Auch war ihm das allemal in solchen Fällen deutlich und unverkennbar anzusehen und mithin büßfertiges Bekenntniß und herzliches Bitten um Vergebung durch ein leises Entgegenkommen immer sehr leicht zu bewirken. — Auf diesen seinen täglichen Streifereien war ein Hund sein einziger sichtbarer Begleiter. Das Gebet seiner frommen, gläubigen Eltern verschaffte ihm stets die nöthige Begleitung aus der unsichtbaren Dienerschaft, die der himmlische Vater zum Schutz, zur Obhut und Leitung seiner Kinder bestellt hat. Und so ist er denn auch alle die Jahre seiner Knabenzeit hindurch, die er im Elternhause verlebte, unter dem Ge-

leit und Schutz dieser unsichtbaren Gottesdiener vor allem Unfall und Schaden Leibes und der Seelen bewahrt geblieben.

Frühe schon gab sich an dem Kinde ein sehr lebhaftes und zartes Rechtsgefühl als Charakterzug zu erkennen, und ein warmer, bis zu Heftigkeit und Zorn sich steigender Eifer gegen alles Unrecht. Damit verbunden war denn auch ein feines, überaus leicht erregtes Mitgefühl bei allem Schmerz und Leiden Anderer, Bekannter und Unbekannter, und nicht bloß der Menschen, sondern auch der Thiere, zu denen er ja — wie bereits erwähnt — immer mit Wohlwollen und Liebe sich neigte. Daher denn auch nicht leicht etwas so schnell das Gemüth des Kindes zu Aerger und leidenschaftlicher Aufwallung reizen konnte, als die leider! nur gar zu gewöhnliche Thierquälerei. Immer, wenn er sah, daß ein anderes Kind eine Fliege, Spinne oder sonst ein Insect aus Muthwillen oder Unbedacht mißhandelte oder beschädigte, rief er ihm unwillig und schmerzlich bewegt zu: „o so mach' doch das arme Thier lieber schnell todt, als daß du es so quälst!“ Der kaum fünfjährige Knabe war einmal Augenzeuge eines noch nie erfahrenen, ganz absonderlich tragischen Vorfalles. Eine erst ganz kürzlich in den Dienst getretene Magd betrug sich — im trunkenen Muthe — gegen die Mutter — die Hausfrau höchst ungebührlich und grob, worauf diese in aller Sanftmuth ihr die Weisung ertheilte, das Zimmer zu verlassen und sich zu Bette zu legen. Als dieselbe aber, statt diesem guten Rath zu folgen, die Ungebührlichkeiten nur noch verdoppelte, erhob sich einer der Brüder, welcher als Student eben anwesend

war, faßte die Magd am Arm und schob sie, unbeirrt durch ihr Widerstreben unter Schreien und Loben, zur Thür hinaus. Als das Kind diese schreckliche Mißhandlung sah, erhob es ein Jammergeschrei und rief weinend und zürnend dem Bruder zu: „ach so schieß sie doch lieber gleich todt, als daß du sie so quälst!“ — und es verging eine geraume Zeit, ehe er diesem Bruder, den er doch sonst nächst Vater und Mutter am Meisten liebte und ehrte, die verübte unbarmherzige Gewaltthat vergeben und vergessen konnte.

Gleichwie die Anlagen und Eigenthümlichkeiten des Knaben in intellectueller und moralischer Hinsicht zu den lieblichsten Hoffnungen berechtigten, so auch mußte der schon frühe sich kundgebende Sinn kindlicher Gottesfurcht und aufrichtig herzlicher Frömmigkeit gar erfreulich sein und zu Lob und Dank auffordern. Die Gnade des Herrn hat auch das religiöse Gemüth des Knaben vor allen schädlichen Einflüssen bewahrt und es ihm an den wesentlichen Bedingungen einer gedeihlichen Entwicklung nicht fehlen lassen. Da er von Anfang an von keinem andern Gott gehört hat, als dem in Christo offenbarten und von keinem andern Namen, darin uns Sündern Heil und Seligkeit bereitet ist, als dem theuern Jesusnamen, und von keiner andern Quelle religiöser Erkenntniß, als das Gotteswort in heiliger Schrift, so hat christliches Glauben und Streben auch in der Seele des Kindes schon Raum gewinnen und der Herr durch seinen heiligen Geist sich eine Stätte bereiten können. — Seit er nur einigermaßen selber zu lesen vermochte, waren biblische Geschichten seine liebste Lectüre und späterhin trug er sein neues Testament

den ganzen Tag über auf seinen täglichen Wanderungen in seiner ungehängten Reise- oder Jagdtasche mit sich herum und las fleißig und aufmerksam darin, was stets an seinen Gesprächen und Belehrung suchenden Fragen zu erkennen war. Daß in späterer Zeit in der Schule der lebhafteste Knabe von den griechischen Heroen, besonders denen der Ilias, mit Begeisterung redete und ganze Scenen und Abschnitte aus ihren Geschichten dramatisch mit Feuer und Leben darstellte, war ja wohl nur eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Aber weit inniger, tiefer und herzlicher war das Interesse und die Liebe, womit der Knabe die Knechte Jehova's im Alten Testament betrachtete und verehrte, namentlich die Helden aus dem Makkabäergeschlecht, welche seine ganze Seele mit freudvoller Bewunderung und heiliger Scheu erfüllten. Besonders anziehend und fesselnd waren ihm immer die Geschichten der Märtyrer sowohl in Israel, als in der christlichen Kirche, und er war sich dessen sehr wohl bewußt, was ihn innerlich bewog und nöthigte zur Anerkennung des wesentlichen Unterschiedes zwischen den heidnischen Helden und den starken und treuen Knechten und Zeugen des einigen wahren Gottes und daher auch die Berechtigung seiner großen Vorliebe für die letztern. — Als der Vater dem 10jährigen Knaben die Lectüre des Fouquéschen Thiodolfs und Sauberringes gestattet hatte, war seine Begeisterung für die christlich gefärbte Romantik und all' die frommen Helden, die sie ihm vor die Augen mahlte, so groß, daß er auf seinen Streifereien das Buch nebst seinem neuen Testamente immer in der Reisetasche mit sich führte; und er hat als Mann mehrmals scherz-

weise gesagt, sein Herz habe damals doch sehr geschwankt zwischen den biblischen und den Fouqueschen Gottesmännern und Selben. — Mit demselben Interesse und aus demselben Grunde konnte der 11 und 12jährige Knabe sich in die Geschichten christlicher Missionäre vertiefen und mit kindlicher Lebhaftigkeit und Wärme seinen Entschluß aussprechen, Missionär zu werden, wenn nur der Herr ihn dazu brauchen wolle. Auch in spätern Jahren hat dieser Gedanke wiederholentlich sich ihm aufgedrängt, und hat er namentlich auch noch seine Braut gefragt, wie sie sich dazu verhalten würde, wenn er sich dazu entschloße unter die Heiden zu gehn im Dienste des Herrn.

Um die Charakterschilderung in religiöser Beziehung nicht zu zerstückeln haben wir etwas in spätere Zeit vorgreifen müssen.

Das Lesen lernte der Knabe unter Leitung seiner zwei Schwestern, — (die treue Mutter war damals schon erblindet) — das Schreiben von dem Vater. — Sein erster ordentlicher Schulunterricht begann im Frühling 1816. Sein Bruder — derselbe, der ihm 3 Jahr zuvor durch die Grausamkeit gegen die Magd so großes Herzeleid verursacht hatte, und der sich jetzt im Elternhause aufhielt, — war sein Lehrer. Im Herbst desselben Jahres trat dieser die Hauslehrerstelle bei dem Pastor B. v. Bergmann an und konnte seinen kleinen Bruder mit den Kindern des Pastors an dem Unterrichte Theil nehmen lassen. Da das Pastorat nur eine kleine Viertelstunde von dem Hofe des Gutes Rujen-Torney entfernt ist, so lief unser Valentin täglich Vor- und Nachmit-

tags zu Fuß in die Schule und nur bei schlechtem Weg und Wetter kam er angefahren. Erfreulich war es zu sehen, mit welcher anhaltenden Lust der Knabe zur Schule kam und in der Schule lebte und mit welchem treuen Fleiß und Gewissenhaftigkeit er der Erfüllung seiner Schülerpflichten oblag. So auch war es eine wahre Bonne und Herzenserquickung zu sehen, wie diese Kinder alle einander und dem Lehrer in Liebe anhängen und sowohl in als außerhalb der Schule ein wirklich gedeihliches Leben führten. — Als im Herbst 1817 der Bruder dieses Haus verließ, trat Candidat Rapp ein und ward Valentin's Lehrer. Im September 1818 zogen die Eltern auf das Gut Rehsen, wo abermals der Bruder noch 3 Monate lang sein Lehrer war, weil er sich eben wieder bei den Eltern aufhielt. Als derselbe im Frühling 1819 wieder in's Ausland reiste, blieb der Knabe ohne ordentliche Schule bis zum Spätherbst desselben Jahres, wo derselbe Bruder wieder heimkehrte und ihn bis Januar 1820 im elterlichen Hause unterrichtete.

Im Januar 1820 gründete derselbe in Gemeinschaft mit A. Hollander eine Erziehungsanstalt in Fellin. Im Sommer dieses Jahres ward Valentin ganz dieser Anstalt übergeben und blieb darin 4 Jahre. Im Jahre 1822 zogen auch die Eltern nach Fellin. Er blieb immer der treue, gewissenhafte Schüler, der heitere, wohlwollende gute Kamerad, voll Scherz und Schwank und ergötzenden Humors, der je absichtsloser um so wirkfamer war.

Im Sommer 1824 trat er in das Gymnasium in Riga in die Secunda ein, und erhielt an dem ältesten

Bruder (aus der ersten Ehe des Vaters), Secretär und Notarius publ. in der Stadt, einen treuen Pflegevater. Unter den Lehrern war ihm Magister K e n n i n g e r, Oberlehrer der griechischen Sprache, der liebste. Während der Sommerferien 1825, die er in Fellin bei den Eltern zubrachte, erhielt er beim Pastor Carlblom die Confirmation und — in Gemeinschaft mit den Seinen — das heil. Abendmahl.

Im Sommer 1827 vom Gymnasium entlassen, begann er sein Studium in Dorpat. Von jeher gewiß in der Wahl der Theologie, hat er durch die damaligen Professoren Henzi, Sartorius, Busch und Lenz sich zu fleißigem Arbeiten anleiten lassen. Hat, besonders vom 4. Semester an, Lenz durch sein anregendes, geistreiches und gründliches Wesen, durch seine große Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit den größten merklichen Einfluß auf Holst geübt, so geht aus seinen Predigten doch auch sehr deutlich hervor, welche feste dogmatische Grundlage für sein ganzes Leben er von Sartorius empfangen hat.

Der Tod aber des Prof. Lenz, seines hochverehrten Lehrers und lieben Beichtvaters (Holst erhielt die Nachricht während der Weihnachtsferien in Fellin), brachte in sein Leben den ersten tief einschneidenden Schmerz. Die Pietät gegen den Seligen machte es nun Holst zum unabweislichen Herzensbedürfniß sich der Familie desselben mit noch größerer Innigkeit anzuschließen, als es sonst schon geschehen war. Nachdem er am Schluß des Semesters, im Sommer 1830, sein Candidaten-Examen bei der Universität bestanden hatte, verlobte er sich mit der

ältesten Tochter seines dahingeshiedenen Lehrers und reiste dann auf einige Wochen nach St. Petersburg. Gegen Ende des August wurde er — nach bestandenen Examen beim Provinzial-Consistorium in Riga — Candidat des Ministerii und trat sodann seine erste Reise in's Ausland an.

Da diese Reise entschieden Einfluß auf sein ganzes Wesen ausgeübt hat, da wir aus seiner Darstellung der Reise in seinen damals geschriebenen Briefen die in der eben gehörten Kindheitsgeschichte gezeichneten Seiten seines Wesens nunmehr in dem jungen Mann auf angenehme Weise wiedererkennen, so dürfen wir sie in seiner Lebensbeschreibung nicht übergehn.

Holst hatte an einem Candidaten Schmidt einen treuen Freund und Reisegefährten gefunden. Noch ein paar Landsleute schlossen sich an und sie fuhren von Riga über Kimmersatt und Zimmersatt nach Memel. Der erste preussische Postillon ist wohl für viele aus Rußland zum ersten Mal nach Deutschland reisende Deutsche eine Person von Wichtigkeit. Er, ein Mann aus dem Volke, redet deutsch, und erscheint so dem etwas schwärmerisch gestimmten Reisenden wie ein Repräsentant von ganz Deutschland. Ob Holst solche Anschauung hatte, wissen wir nicht. Er entdeckte aber an dem ihm entgegretenden ersten deutschen Postillon Zweierlei. Zuerst eine außergewöhnliche Schimpffertigkeit gegen die Pferde. Diese Eigenschaft, wie reich auch entfaltet, ist auf die Dauer nicht sehr angenehm. Holst hatte aber zweitens bemerkt, daß die schimpfende Stimme eine sehr wohlklingende Tenorstimme war und suchte dieselbe besser

anzuwenden. Er setzte sich zu dem Schwager auf den Bock und machte musikalische Proben. Und siehe, dieser erste deutsche Postillon war ein Mensch mit trefflichem musikalischem Gedächtniß und sein Tenor ergoß sich bald nicht mehr in Schimpfreden, sondern im Verein mit Holtz's schöner Stimme in sehr wohlklingenden Liedern.

Von Memel fuhren die Freunde in einem großen Schakener Boot bei sehr geringem Winde, aber lebhafter heiterer Unterhaltung bis 12 Uhr Nachts. Da zwang Windstille und dicker Nebel die Anker auszuwerfen. Diese Windstille dauerte bis zum andern Nachmittag um 5 Uhr. Bis dahin waren sie nur 7 Meilen gefahren. Endlich kam stärkerer Wind „und nun wurde es ganz prächtig. Das Schiff polterte in der klaren Sternen- und Mondscheinacht mit großem Getöse und starkem Schaukeln durch den Schaum der ziemlich hohen Wellen. Wir wurden alle munter und freuten uns auf dem Verdeck des donnernden Seglers. Hernach ward das starke Schaukeln, das gewaltige Knacken und Pochen, die knatternde Musik der Segel und Schiffseile wie ein angenehmes Schlummerlied und wir legten uns dann ein wenig zum Schlaf. Endlich nahte sich das Boot der Rhede von Schaken und warf Anker. Lootsen kamen und — komisches Gegenstück — ein großer Plantwagen fuhr uns vom Lande in das flache Wasser hinein entgegen. Nachdem Passagiere und Gepäck im Meer in den Wagen gebracht waren, hielten wir noch eine lustige Meerfahrt auf Rädern und kamen um 8 Uhr Morgens in Königsberg an.“ Ende Octobers trafen dann die Reisenden auf dem Eilwagen in Berlin ein.

Das Erste, was den Freunden in Berlin entgegentrat, war — die Hegelsche Philosophie. „Eben kommen wir von unfrem lieben Landsmann S. Er repräsentirt diese Philosophie sehr liebenswürdig. Wir dagegen haben uns nach äußersten Kräften bemüht die Dialectik Hegels herunterzureißen, zu deren treuen Verehrern S. uns durchaus machen will. Man bekommt fast eine Angst davor, wenn man anhört, welche Verheißungen dem von dem Baun dieser Erkenntniß Essenden gemacht werden und wie die Sünge dieser Philosophie mit der liebenswürdigsten Offenheit und sehr einnehmender Zuversichtlichkeit den Stein der Weisen, den Schlüssel aller Räthsel gefunden zu haben sich rühmen. Ich bin neugierig, ob diese Rede fahen wird bei mir. Die Brücke zum Tempel der Weisheit fehlt vor der Hand, denn Hegel hat der deutschen Sprache den Hals gebrochen und spricht — hegelsch. Man kann sich daran ganz dumm ärgern, so daß man zuletzt glaubt, er habe recht, und dann weiß man grade gar nicht, woran man ist.“

Mit viel wärmerem Interesse gab sich Holst den Predigten von Strauß und Therenin hin. Anfänglich zwar befremdete ihn die lebhafteste Gesticulation. „Der ruhigere, gleichmäßigere Vortrag der livländischen Pastoren scheint mir der Aufgabe des Predigers, Organ Gottes und der Gemeinde zu sein, mehr zu entsprechen. Die hiesigen Prediger individualisiren sich selbst zu sehr in Gebarden heraus, darum sind mir ihre gedruckten Predigten lieber.“ Zu näherer Bekanntschaft mit den Predigern, auch mit dem ihm hernach so lieb gewordenen Strauß kam es jetzt noch nicht. Vielmehr ließ er in schnellem

Wechsel, überall schauend und aufnehmend, die verschiedenartigsten Eindrücke auf sich wirken.

So besuchte er auch einige Mal das Theater. „Ein Billet zum Parterre in der Tasche ging ich zum Opernhause, denn Oberon von Weber sollte gegeben werden. Eine halbe Stunde stand ich im dicksten Gedränge vor der Thür auf offener Straße. Barte Töchter baten und schrieten um Erbarmen, resolute Mütter schimpften berlinisch und ein empfindsamer Candidat kam fast an Luft zu kurz. Die Menschen wurden immer nur zu Truppen von 20—30 Personen hineingelassen. War man endlich in das enge Thor gelangt, so war es am Fürchterlichsten. Da wäre mein Rock beinah abgerissen, weil eine Dame und zwei Studenten sich daran zu halten erkühnten. In der Angst um meinen lieben Braunen lösten sich aus meinem Munde zwei russische Schimpfwörter ab und ich gebrauchte meine Häufte. Diese Kühnheit brachte mich in Zeit von 10 Secunden wenigstens drittehalb Schritte weiter. Endlich im Parterre waren alle Bänke schon voll und ich mußte bis 10 Uhr stehen. Die Duvertüre vom reichbesetzten Orchester (6 Contrabässe, das Uebrige nach Verhältniß) war herrlich. Kaum war sie beendigt, so erdröhnte das Haus von einem mörderischen *da capo*, welches noch geschrieen wurde, als das Orchester schon längst wieder angefangen hatte. Kaum geträumt habe ich von solcher Pracht der Decoration, solcher Kunst des Ballets. Wenn die wirklichen Elfen so gut tanzen wie die Berliner Elfen, so macht ihnen das alle Ehre!“

Auch den Wallenstein sah er von Lemm. „Ganz

vortrefflich. Die Nebenrollen kann man mit weniger Mühe in Riga eben so schlecht spielen sehen.“ Das war 1831.

Damit war er mit dem Theater fertig und schloß die ganze Rechnung mit der Frage ab: „was aber ist der reelle Gewinn vom Sehen solcher Dinge?“ — Eine Frage, welche wohl nur Wenige von den Tausenden thun, die dahin strömen, eine Frage, über die noch Wenigere eine runde, klare Antwort haben mögen.

Mitten in diese Dinge von größerer Bedeutung fällt auf einmal die humoristische Ankündigung einer erledigten „Familiensache.“ „Ich habe mir endlich einen neuen Mantel gekauft für 20 Thaler. Das war sehr nothwendig, denn Freund Schmidt bat mich immer, wenn ich meinen alten Mantel umlegte, ich möchte doch voraus oder hinter ihm gehen, aber nicht neben ihm. Der alte Mantel hatte auch die Eigenheit angenommen, aller Orten auseinander zu gehen, und inwendig war er dreifarbig, nämlich: neu Futter, alt Futter und ganz alt Futter!“

Die Hegelsche Philosophie machte ihm zu schaffen. „Der Sprung von unten auf die fünfte Etage.“ (entweder Hegels gegenwärtige Vorlesung oder sein System als letztes und höchstes) „wollte nicht gelingen. Nachdem ich an einigen Schriften Hegels zum Bewußtsein meines unerfahrenen Gehirns gekommen, fing ich an, mich mit simpler Logik und mit Kants Kritik der reinen Vernunft bekannt zu machen. Auch hier noch harte Müsse, aber ich durfte doch hoffen, nach einigen Monaten mit seinem System bekannt zu sein und dann in die Höhe zu kommen. Ich habe zwei Mal bei Hegel in

der Philosophie der Geschichte hospitirt. Er erregt in mir großes Interesse, denn von seinem mündlichem Vortrag verstehe ich doch wenigstens die Hälfte, obgleich viele Ausdrücke, wie z. B. „die Versöhnung des Affirmativen mit dem Negativen“ wie gelinde Backpfeifen das Ohr berühren. Heute wird er uns sagen, was Vernunft sei und hieran will ich abnehmen, ob ich davon soviel besitze, um — wenn auch nicht seine Philosophie der Geschichte, doch Geschichte der Philosophie treiben zu können, die ich bei Michelet zu hören begonnen.“

Aber — mitten in das Studium der Philosophie hinein zaubert den Freunden auf einmal die Phantasie das Bild von dem warmen Italien und wie zweckmäßig es wäre den Winter dort zuzubringen, wo nun gerade die Luft am Gesundesten und das Osterfest in Rom durchaus nicht zu verachten sei. Sie begaben sich alsbald auf die Reise. War es der Rachegeist der so ungenirt verlassenen Philosophie, oder ganz einfach nur die schlechten Winterwege, die Langsamkeit und Unbequemlichkeit der Postkutschen und die viel größeren Kosten einer Winterreise, genug sie kamen nur nach Dresden und gingen von da über Leipzig nach Halle, Wittenberg und nach Berlin zurück. In Halle besuchten sie Dr. Tholuck und machten einige seiner Studentenabende mit. In Wittenberg aber, nachdem sie die Luther'schen und Melancthon'schen Denkwürdigkeiten besehen hatten und eben über die Elbbrücke gingen, entführte ein daherbrausender Sturm dem Holst seine Mütze und warf sie auf das Eis des Flusses fast ganz unter die Brücke. „Das Eis konnte aber noch nicht betreten werden. Wir suchten also durch Stein-

würfe die Mütze flott zu machen. Aber die Steine fielen gerade auf die Mütze, so daß sie wie angenagelt fest saß. Während dieser Bemühungen hatte sich ein ansehnlicher Plebs um uns versammelt, der ebenso unthätig das Maul aufsperrte, als ein Häuflein lettischer Agriculturbesliffener es gethan haben würde. Es blieb mir nichts übrig, weil ich meine Mütze wiedererobern wollte, so mußte ich in die Stadt zurückgaloppiren. Dort ließ ich mir von einem zienlich grämlichen Philister eine lange Stange und sprengte nun, die Lanze unterm Arm, zurück, mein Philister in Besorgniß um seine Stange hinter mir her. Jetzt lief mir erst ein großer Haufe nach. Obgleich ich nun mit der Stange die Mütze näher heranlangte, konnte ich sie doch nicht heraufziehen, mußte also an Einem der Brückenkasten hinunterklettern und zulezt noch einen Kniehang machen um sie zu erwischen, welches ich denn als ehemaliger Fellsinscher Turner mit vieler Geschicklichkeit ausführte zu großer Ergözung der Wittenberger Spießbürger, bei denen ein lautes Beifallsgemurmel sich erhob, als ich, die Mütze auf dem Kopfe, wieder heraufklettert kam. Der Beifall dieser braven Deutschen entschädigte mich für alle Mühseligkeiten und beschmutzte Kleider.“

Als sie nun so schnell aus Stalia wieder nach Berlin kamen, da brauchten sie zum Schaden hinzu nicht für den Spott zu sorgen und wurden von den Freunden herzlich ausgelacht. „Wir aber lachten mit, ohne uns auf viele Erklärung der Motive unserer Rückkehr einzulassen und richteten uns auf ordentliche Ueberwinterung ein. Die Strauß- und Theresinischen Predigten wurden mir immer wichtiger und lieber, sowohl die gehörten

als die gelesenen, und mit Strauß kam ich in ein ernstes Beicht- und herzliches Umgangsverhältniß.“

Ferner hörte Holst Geschichte der Philosophie bei Michelet und Geographie bei Ritter. „Beide Vorlesungen ließen ihn einen Blick thun in das früher Veräumte und leider in so kurzer Zeit, wie sie ihm zugemessen war, nicht mehr zu Ersehende.“ Wenn uns vielleicht die Frage entsteht, warum Holst nicht theologische Vorlesungen hörte oder ihrer nicht erwähnt, so wird uns das vielleicht daraus erklärlich, daß für den eine ausländische Universität besuchenden Vörländer nicht die gewöhnlichen Facultätsvorlesungen den Hauptreiz haben, sondern die noch nie gehörten Vorlesungen über die allgemeineren Wissenschaften, besonders wenn sie von berühmten Lehrern lebendig vorgetragen werden. Ohne Zweifel hätte Holst bei längerer Anwesenheit in Berlin oder auf einer andern Universität auch das Hören theologischer Collegia nicht verabsäumt. Vielleicht hat er selbst in Berlin dies nicht gethan, an denselben aber nichts besonders Erwähnenswerthes, weil schon Bekanntes, gefunden.

Mit den Professoren in nähere Bekanntschaft zu kommen, sah er „durch die große Zahl der Studirenden noch viel mehr erschwert, als auf den kleinern Universitäten, und fand es daher sehr natürlich, daß die Professoren sich nicht viel darauf einließen und daß selbst da, wo es geschah, wie z. B. bei Neander (der auch mit seiner Habe sehr gern und reichlich half), es doch für den nicht gelehrten Theologen sehr schwierig war in nähern Verkehr zu kommen.“ Er bahnte sich aber den Weg zu Neander's Abenden. Hier fand er „wie bei Allen, die sich

so sehr den Einflüssen und Wechselwirkungen des gesellschaftlichen Lebens entziehen, eine sonderbare, oft in's Komische fallende Außenseite“ und war von diesen Abenden lange nicht so befriedigt, wie von den Tholuck'schen Abenden in Halle, wo „von Tholuck beständige Anregung und vortreffliche Leitung der Unterhaltung ausgegangen war.“

Bei Marheinecke fand er eine mehr vornehme, fast hofmäßige Haltung, die noch zu dem ohnedies großen Respect hinzukam, von welchem, damals mehr wie jetzt, die jungen Leute ihren berühmten Lehrern gegenüber erfüllt waren. An einem dort zugebrachten Abend war es ihm ein nicht unwillkommener Contrast zu der sehr ernstern und eleganten Haltung Aller, als einer der anwesenden Herren ihn mit „Herr Domcandidat“ anredete, und von ihm, als glücklich aus dem Orient heimgekehrtem Reisenden, interessante Nachrichten von Jerusalem zu hören begehrte. Holst bemerkte darauf, er sei Candidat ohne Dom, und zwar aus Livland, und wisse sehr wenig vom heutigen Jerusalem. Gleich darauf ward er von einem Andern, der das erste Gespräch nicht angehört hatte, aufgefordert von den neuesten Bewegungen in der Schweiz zu erzählen, von wo er ja eben komme, wogegen Holst replicirte: es begegne ihm heute Abend leider, für etwas Besseres gehalten zu werden, als er sei. Er wolle wohl noch in die Schweiz reisen, sei aber nicht dort gewesen und wisse von ihr nicht viel mehr als von Jerusalem, wonach er eben befragt worden sei.

Es war die Zeit des polnischen Krieges und im Westen bewegte sich's auf bedenkliche Weise. Die von

Osten und Westen gegebenen Nachrichten in den Zeitungen erregten durch ihre Uebertreibungen gerechtes Mißtrauen, welches sich bei Holst zu entschiedenem Unwillen steigerte, wenn ungünstige Urtheile über des Kaisers Nikolai I. Person darunter waren. „Ich merke, daß Sünglingsblut in meinen Adern fließt, an der starken Begeisterung für meinen Kaiser, den zu ehren das Wort Gottes jeden seiner Unterthanen verpflichtet. Ich friedfertiger Theologe könnte für ihn Soldat werden, wenn er es nöthig hätte. Er wird aber wohl ohne mich fertig werden und man wird schon sehen, was Europa an diesem Kaiser hat. — Es sieht bunt aus an allen Ecken. Unser Zeitalter ist das der provisorischen Regierungen, die Apotheker selbst gelten nichts mehr. Kein Wunder, wenn schlechte Medicamente verbreitet werden und mit Gift gespielt wird! Es giebt viel Unordnungen und Geduldsproben. — Aber auch das Privat- und häusliche Leben ist verdorben. Im Nebenzimmer schreit ein 1½jähriges Kind oft stundenlang aus lauter Eigensinn. Unfre Bitten, ihm doch nur halb so viel Ruthe zu geben, als der ältere Bruder bekommt, fruchten nichts, höchstens wird mit der Ruthe gedroht und wenn das — wie immer — nichts hilft, so wird — geküßt. Solche Kinder werden hernach treffliche Unterthanen, gute Zeitungsschreiber und rabiate Vertheidiger der freien Presse!“

Auch in Berlin und in Winter unterließ H. seine Wanderungen nicht, wozu das viel mildere Winterwetter freundlich aufforderte. So machte er am 30. Januar (11. Febr.) 1831 einen Morgenspaziergang nach Schöneberg. „Ich hörte die ersten Lerchen, dieselben

Lerchen, die ich in Leipzig nicht zu essen bekam. Oft blieb ich stehen und sah und hörte diese ersten Frühlingsboten sich über mich erheben und ihre Recitative singen. In Dorpat, dachte ich, hört jetzt Niemand mit mir Lerchengesang! Da kam ein Kärnerjunge mir entgegen, der sich die Mütze sehr schief und unternehmend auf's Haupt gedrückt hatte und in seinen sehr zerrissenen Hosen recht fest einherschritt. Ich rief ihm zu: „gut'n Morgen edler Schwitzjo, deutsches Gemüth!“ Er antwortete mir sogleich: „jut'n Morgen, olle Seele, biste ooch schon uffgestanden!“

Im Februar war H. mit einigen Freunden bei dem herrlichsten Wetter nach Charlottenburg gegangen. Im „türkischen Belt“ holten sie sich Tische und Stühle in's Freie und ließen sich den guten Kaffee wohlschmecken. „Auf dem blauen Rauch der Cigarre verflieg sich mein Geist weit in die noch so kalte Heimath. Ein Kürassier vom garde du corps sprengte vorüber. Vom Koffeshuf flog mir ein Stück Frühlingskoth in's Gesicht. Das kommt vom garde du corps, dachte ich, und wischte mir diese Wirkungen der Leibwache aus dem Gesicht. Da passirte eben der alte Devrient, seine junge Frau am Arm, und grüßte höflich. Ich beschloß, mich einmal an ihn zu machen und führte es auch einige Tage später aus. Ich ging Vormittags in das Tirrim'sche Weinhaus, welches D. täglich sehr pünktlich besucht, denn er lebt nur, wenn er etwas geWeint hat. Er saß richtig da und ich setzte mich zu ihm, ließ mir auch etwas zu essen und zu trinken geben. Er war zuerst ganz stumm, ächzte nur bisweilen, und konnte kaum ein Glied rühren. Bei je-

dem folgenden Glase ward er aber lebhafter, regte sich und sprach. Auf seine fürchterlichen Gesichtszüge legt sich oft ein Ausdruck von Nührung und Gutmüthigkeit. „Es ist schrecklich keinen Hunger zu haben,“ sagte er bei Wahrnehmung meines gefunden Appetits. „Drei Stunden schon esse ich an dieser Halbdreierkennel und kann nicht fertig werden.“ Von Kosmeli erzählte er dann viel Lustiges. Noch drei Andre kamen hinzu. Der Eine, ein zufriedener Münchhausen, der Andre, ein junger Schwindsüchtiger, bewies wie er nicht länger als 2 Jahr noch leben könne und verfocht seinen Glauben an ein Fatum; der Dritte, ein Fünfunddreißiger, meinte, daß sei doch Alles einerlei, denn man lebe nur um zu leben, müsse daher soviel möglich das Leben genießen, doch mit Vorsicht, damit es länger währe. Man kam auf besondre Todesfälle, Visionen und Ahnungen. Da stand D. auf und rief: „sprecht mir nur davon nicht, nur davon nicht.“ Na, dachte ich, du hast nun genug, wozu noch warten bis etwa Mephistopheles leibhaftig mit Dr. Faust eintritt und die Bestialität sich ganz herrlich offenbart. Ich empfahl mich und brachte auf der Straße nach einigen Nachsinnen heraus, daß die Aehnlichkeit zwischen einem Weinhaus und einer Kirche darin besteht, daß beider Zweck ist: sich des Lebens zu freuen und Nachrichten aus dem Reiche zu empfangen. Unterschied — Gott und Ungott — Bibel und Zeitungen, Gottes-Reich und das Reich der Finsterniß. Wenn ich Lust hätte mich in eine recht traurige Stimmung zu versetzen, so dürfte ich nur auf ein Stündchen in so ein anständig Weinhaus gehn!“

Solche einzelne ernste oder komische Erlebnisse gingen

neben den Studien her, die jedoch, was die Philosophie anlangt, den Geist unsres Freundes nicht in ihr systematisches Joch hineinzuspannen vermochten. Der Knabe, der mit seiner Reisetasche durch die Wiesen und Wälder der Heimath streifte, sammelte auch als Jüngling lieber Blumen oder davidische Steine in seine Tasche, als daß er sich in stählerne Rüstungen hineinzwängte, die ihm seine Freiheit hinderten und doch nicht in demüthigem und fröhlichem Gottvertrauen förderten, das in seiner Seele lag.

„Ich habe in meinem Zimmer ein excellentes Sopha, welches mir's unmöglich macht, mich, nach Fichte, schlecht hinzusetzen.“ Dieser von ihm ganz absichtlos gegebene Bericht mag seine endliche Stellung zur Philosophie bezeichnen. Nachdem er noch einige ganz vortreffliche Predigten von Strauß und Theremin und in der Zelterschen Singakademie die große Seb. Bachsche Passionsmusik und den Tod Jesu von Graun gehört hatte, nahmen die Freunde Ende März die Reisetasche um und den Wanderstab in die Hand und gingen über Schulpforta und die Rudelsburg nach Jena.

In Schulpforta besuchte Holst den nach Dorpat vocirten Professor Dr. Neve und verbrachte bei ihm einen sehr angenehmen gastlichen Abend, fand auch für die Nacht freundliche Aufnahme. Von Kösen gingen die Freunde weiter.

„Die Thäler dampften, die Höhen glühten noch, als wir von Kösen aufbrachen und durch die Weinberge und Wiesen uns der Rudelsburg naheten. Das Herz schwoll ganz wonniglich, das Wetter war herrlich. Die Bäume

und Sträucher haben ihre braunen Knospen schon durchbrochen und die Landschaft liegt unter einem zarten grünen Schleier. Von dem Fenster der Ruine eingerahmt, giebt sie ein zauberisches Bild.“

In Sena und der Umgegend genossen die Freunde nicht nur die Herrlichkeit des Saalethals, sondern auch den freundlichen Umgang mit der lebenswürdigen Familie von B., welche auch schon vor Jahren zwei ältere Brüder Valentin von Holst's in ihrem Kreise aufgenommen hatte. Er erwähnt namentlich auch eines launigen Mittags in Hummelsbähn. Die Freunde waren auf libländische Ofengröße und saure Milch eingeladen. Aber es gab auch Champagner. Holst machte sich nicht viel aus Wein, obgleich schon früher Hr. v. B. es bei ihm mit allerlei edlen Sorten versucht hatte. Als nun auch der Champagner nicht siegte, da erklärte der Hr. v. B. in gerechter Entrüstung, es bleibe ihm nichts übrig, für das nächste Mal werde er ihm eine Flasche Regenwasser aufbewahren! So ein freundlicher Scherz schmeckte Holst allezeit so gut, wie Andern der beste Wein.

Durch freundliche Vermittelung ward den Freunden gestattet dem Gottesdienst in der Weimarschen russischen Capelle beizuwohnen. Nachdem die Großherzogin eingetreten war, begann der Gottesdienst. „Nach dem Schluß trat die Großherzogin auf uns zu und fragte: „Einer von Ihnen heißt Holst, meine Herrn?“ Da ich mich verbeugte, fragte sie gleich nach meinem, ihr bekannten Bruder Heinrich. Ich erzählte ihr die Hauptfachen von ihm. Darauf sprach sie von unsern Reiseplänen, wünschte

uns eine vergnügte Reise und sagte im Weggehen:  
„vergessen Sie nicht Ihren Bruder herzlich zu grüßen.“

„Man beredete uns sehr zu einem Besuch bei Göthe. Aber da wir ihn eine Zeitlang am Fenster stehn sahen, so war es ganz überflüssig ihn und uns zu incommodiren. In Drakendorf in der herrlichen Natur bei den liebenswürdigen Menschen habe ich viel an Leopold und Heinrich gedacht. Wir stiegen auf die Lobedaburg, dieselbe, wo Göthe das von unfrem Patrobe so schön componirte Lied gedichtet hat: dort droben auf jenem Berge, da steht ein altes Schloß. Es wurde mir dort ganz wundersam zu Muthe und in der Erinnerung an das oft gesungene Lied floß Heimathliches und Fremdes so eigen ineinander, daß mir die Thränen in die Augen traten.“

Es ist hier in dem Reisebericht eine Lücke. Erst in Wien finden wir Holst wieder. Dort sind es gleich zwei charakteristische Bilder, die uns seine humoristische und seine sinnige Anschauungsweise zeigen. Das erste ist ein Trohnleichnamsfest. „Wir sahen in der That den Kaiser, den König von Ungarn (Sieger von Aspern) und den Herzog von Reichstadt. Letzterer ist ein hübscher junger Mann, macht einen angenehmen Eindruck und hat einige Aehnlichkeit mit dem Portrait seines Vaters. Das Erbaulichste bei diesem glänzenden religiösen Schauspiel war unstreitig die ungarische Nobelgarde! Viele Mönchsorden zogen auch mit auf. Einige dieser Leute waren mager. Erschütternd war der Schluß des Ganzen, eine dreifache Salve aus einigen hundert Grenadierflinten.“

„Eines Abends ging ich durch ein enges Gäßchen, dessen Dunkel nur durch ein Lämpchen vor einem Altar der Jungfrau Maria etwas erhellt wurde. Vor dem Altar kniete eine weibliche Gestalt, wie es mir schien, eine jugendliche. Sie betete mit heftiger Geberde und rang die Arme. In der dunkeln Einsamkeit machte das einen besondern Eindruck. Mir fiel Faust's Gretchen ein:

D neige  
Du Schmerzensreiche,  
Dein Antlitz gnädig meiner Noth.

Das sei genug von Wien! Es folgen andre österreichische Zustände! Ende Mai benutzten die Freunde einen sogenannten „Reisewagen“ um nach Enns zu fahren. „Diese Wagen fahren Kälber nach Wien und Menschen von Wien. Man liegt ausgestreckt auf Stroh, oben hat man ein schlechtes Verdeck, so daß der Regen vornehmlich nur von den Seiten hereinkann. Je zwei und zwei liegen sich gegenüber. Sanft sank mein Haupt in der Nacht auf R.'s Füße und ich hätte schön geschlafen, wenn nicht S., der immer sehr energisch träumt, mir wiederholentlich mit den Füßen unter dem Arme gekitzelt hätte, und wenn nicht mein Nachbar K. durch die Dunkelheit der Nacht zu dem sonderbaren Unternehmen verleitet worden wäre, seine Pfeife auf meine Lippen auszuklopfen, wovon ich ein Tabackspeien bekam! Als der Tag emporstieg, sahen wir schöne Gegenden, belebte Bergreihen, schöne Klöster in romantischer Lage, in ziemlicher Entfernung den großen Schneeberg. Das Wetter war trübe. In der zweiten Nacht schliefen die drei Kumpare, ich aber brummte leise ein Liedchen. Dieser

Leichtsinn blieb nicht ungestraft. Denn mein Nachbar warf in schlaftrunkenem Unmuth die ganze Last seines obern Rückgrats auf mein Gesicht. Da mir so die Sprache benommen war, konnte ich mir nur durch Pantomimen helfen, die unsichtbar aber fühlbar waren.“

Auf der fernern Reise las Holst in Kremsmünster die Handschrift Alexander's I., der sich dort ins Fremdenbuch eingeschrieben hat, und empfing auf dem Traunsee die übliche Trauntaufe mit dem Namen Joseph von Ellenkobel. In Innsbruck hörte er, daß die Cholera schon bis Riga gelangt und daß Diebitsch in Polen ihr erlegen sei. Als er endlich Zeitungen erlangt hatte, schreibt er: „nach 10 tägigen Fasten habe ich heute die Zeitungen verschlungen. Wenn man in einer historisch-wichtigen Zeit lebt, so fängt man recht an zu merken, was das für eine Frau ist, die Historia! Sie ist eine laute Rednerin Gottes und schreit zu Zeiten sehr vernehmlich in die verstopften Ohren und Herzen, damit das große Israël, die christianisirte Menschheit, sich des Vergessenen im Himmel erinnere.“

Von Oberitalien aus, wohin er aus Innsbruck allein gereist war, schrieb er: „so hat es denn doch, liebe Eltern, dem lieben Gott gefallen, mich ein wenig hineinschauen zu lassen in das Land, wo die Citronen blühen, wo diese Citronen sehr wohlfeil, alles Andre sehr theuer und jeder Deutsche ein maledetto ist.“

„Am 16. (28.) Juni ging ich von Innsbruck aus, um wo möglich nach Oberitalien zu gelangen. Mein Ausgang geschah von „der goldenen Sonne“ und ich gelangte — bis „zum Lämmel,“ wo schon nach 250

Schritten Donner, Blitz und Regen mich ins Nachtquartier trieben. Um die italienische Reise energischer zu betreiben, fuhr ich am andern Morgen mit einem Lohnkutscher nach Imst, an der Martinwand vorbei. Zu Begleitern hatte ich einen Hauptmann und seine alte Schwiegermutter. Diese war sehr gesprächig. Ich hatte ihnen gesagt, daß in Rußland die griechische Kirche herrsche. Die Alte fragte darauf ihren Schwiegersohn: glauben die Kroaten nicht auch griechisch? Dieser antwortete: ja, sie sind auch solche altgläubige Hussiten, solche Evangelische, sie glauben zwar auch an Gott, aber an sonst nichts!! — Eine gute Aufgabe für einen Symboliker, diesen Pudding chemisch zu zerlegen!“

Holst ging über das Wormser Joch: „Auf dieser Straße, gegen welche die Simplonstrafe gering erscheint, imponirt die gigantische Natur und der ungeheure Fleiß des Menschen, dessen Geist der Masse den Sieg abgewinnt. Im Bickzack führt der Weg dicht an der Ortlesspitze vorüber, zwei Stunden lang durch Schnee und Eis. Hier ist er mit einem starken Dach versehen, über welches Schnee, Eis, Steine hinüberrutschen, oft haushoch darüber liegen, und nach der andern Seite überhängen, so daß Luftlöcher durchgehauen werden müssen. Solch eine Straße ist ein moralisches Institut und spielt gewiß in der Erziehungs-geschichte der Menschheit eine Rolle. — Auf der Höhe ist es natürlich sehr kalt und eine Stunde lang kann man auch in Italien noch frieren. Im Thal von Bormio merkt man's, daß man in Italien ist. Man merkt es am Klima, an der Sprache, an dem Aussehen der Menschen, an der Bauart der Häuser und an einer

Fülle von Bäumen und Pflanzen, die man jenseits nicht gesehen hat. Wenn ich aber trotzdem gezweifelt hätte an meinem Sein in Italien, so belehrte mich die Mahlzeit im nächsten Gasthause ganz unzweifelhaft darüber. Ich hatte mich satt gegessen und es darauf ankommen lassen, was die Mahlzeit kosten würde. Da der Wirth in der That einen viel zu hohen Preis verlangte, und ich das nicht zahlen wollte, wurde er böshaft und ich consequent. Ich siegte, aber fast mit Pyrrhusgefühlen. Es ist nicht angenehm, allein in einem Lande zu reisen, dessen Sprache man nicht kennt und dessen Einwohner diebische Elstern sind!“

Er zog nach Mailand. Der Dom von Innen stimmte ihn zur Andacht, besonders durch das magische Licht, das durch die hohen bemalten Fenster hereinfällt. Der Dom von Außen aber, und besonders auf dem Dache, machte auf ihn den Eindruck eines prächtigen Kunstwerks von zwar belebender, aber nicht kirchlicher Wirkung. Im Teatro della scala, „dem wohl größten in Europa und einem bedeutenden architectonischen Werk“ war ihm der Antheil der Italiener am Schauspiel so auffallend, daß er sagt: „Klang das da capo in Berlin wie ein Donner, so kam der Antheil der Italiener am Schauspiel dem Gebell einer wilden Jagdheze gleich!“

An den Ufern des Lago maggiore begrüßte er mit Verwunderung unter Lorbeeren und Platanen Landsleute, nämlich schöne große Birken. Die Nacht auf Isola bella war dieses Mal seine letzte in Italien. Er verließ es jetzt, wo er es freiwillig gesucht hatte,

gern. Als er es viel später auffuchen mußte, da war der Abschied von diesem schönen Lande ihm nicht ganz so leicht.

Ueber den Simplon ging er nach Genf, machte die gewöhnliche Schweizertour, besuchte auf der Insel im Bielersee die Wittve seines verstorbenen Lehrers in Dorpat, des Prof. Genzi, in deren Hause er mit Thränen der Ueberraschung und Freude aufgenommen ward und wo ihn die herzliche Anhänglichkeit an Dorpat erquickte. Hier erfuhr er auch den Tod des Prof. Eschholz.

Auf dem Rigi traf er eine Gesellschaft, die sich anfangs über den dichten Nebel moquirte. „Aber nach zwei Stunden bereitete derselbe Nebel Allen doch einen herrlichen Genuß. Es entstanden nämlich hier und da bedeutende Risse in demselben, die uns in die weiteste Ferne hin die köstlichsten Blicke gewährten, welche beständig wechselten, je nachdem die dicken Massen, die den malerischsten Schatten auf die Ferne warfen, getrieben wurden. Es war unaussprechlich schön und die beständige Veränderung der entzückenden Aussichten durch den beweglichen Nebelvorhang belebte die Wirkung vielleicht mehr, als wenn man Alles mit einem Mal schauen kann.“

In Zürich des Antistes Gefner Familie, in Heidelberg der alte Daub nahmen ihn freundlich auf, und letzterer beklagte schon damals, daß auch dort wenig philosophisches Interesse sei, so daß es Holst schien, als walte dort wie in Dorpat das Brodstudium dem wissenschaftlichen Interesse vor. Man hat Mühe und Noth genug mit den zum Examen erforderlichen Facultäts-

kenntnissen, daher wenig Zeit und Lust nach freier Erkenntniß der Dinge, welche über diesen praktischen Kreisen liegen.

In Elberfeld und dem Wupperthal weilte er längere Zeit, um die vielen daselbst in ausgezeichnete Wirksamkeit stehenden Diener an Wort kennen zu lernen. In Sena, das er noch einmal besuchte, lernte er jetzt Köthe und dessen Familie kennen und ging dann über Lübeck und Travemünde nach Riga zurück.

Diese Reise, welche zwischen den ersten Anfang in Berlin und den ersten Schluß in Wupperthal eine Fülle herrlicher Natur- und Kunstgenüsse hineinsafte, und in deren wenn auch nur fragmentarischer Beschreibung wir doch jene lebendige Unmittelbarkeit, jene sinnige und humoristische Auffassung der Begegnisse, auch den gesunden Glaubensernst unsres Freundes wiederfinden, wovon wir anfangs als von der charakteristischen Eigenthümlichkeit Holst's redeten und die uns in seiner Kindheit entgegengetreten, wir sagen, diese Reise hat an ihm in allen diesen Beziehungen einen veredelnden Einfluß geübt und hat dazu gedient, ihn für den Eintritt in das ernstere Leben und in das heilige Amt durch größere Reise, erweiterten Gesichtskreis, willige Dahingabe an den ihn freundlich führenden Herrn zuzubereiten.

Den Winter, welcher in der Heimath nun folgte, hat er meist in Dorpat zugebracht, wo außer seiner Braut auch seine Eltern und zwei seiner Brüder wohnten. Von da aus besuchte er auch seinen Bruder und Lehrer in Fellin, und hat damals, am 1. Adventssonntage 1831, seine erste deutsche Predigt dort gehalten.

Gegen Ende des Winters war er nahe daran, eine Hauslehrerstelle anzutreten. Da erging an ihn die Aufforderung des Fellinschen Pastors Carlblom, ihm einen Theil der übergroßen Arbeit abzunehmen, und zwar die deutsche Predigt. Der Pastor Carlblom hatte zwei Gemeinen, die deutsche Stadtgemeinde und die sehr große ehstnische Landgemeinde zu bedienen und hatte an Holst's Predigt sogleich die große Begabung erkannt, die derselbe zum Predigen besaß. Holst glaubte in dieser Aufforderung den Ruf und Befehl seines Herrn erkennen zu müssen und folgte daher mit Freuden der Einladung.

Bald nach Ostern 1832 trat er dieses Gehülfsenamnt an und versah es mit Eifer, Liebe und sichtbarem Segen. Er hatte als Candidat nur die Befugniß zum Predigen von der Kanzel und in den Häusern. Da aber Pastor Carlblom bereits fast ganz erblindet war, so genügte ihm bald die Abnahme der deutschen Predigt allein nicht mehr. Als daher Pastor und Kirchspielsconvent einstimmig Holst die förnliche Adjunctur antrugen, dergestalt, daß ihm, nächst den nothwendigen allgemeinen Hülfsleistungen in beiden Gemeinen, insbesondre die deutsche Stadtgemeinde als sein eigenes ordentliches Arbeitsfeld zugetheilt werden sollte, nahm Holst diesen Antrag in Gottes Namen an. Im Januar 1833 reiste er nach Riga, empfieng dort im Februar die Ordination und eilte dann nach Dorpat zur Hochzeit, um den hülfsbedürftigen Senior nicht zu lange allein zu lassen. Da lag eben der älteste seiner Brüder, der Arzt, an schwerer Krankheit danieder. Am 16. Februar war Valentin Holst's Trauung und an demselben Tage,

spät Abends, starb der Bruder. Derselbe, welcher ihn, als er im Taussacrament dem Herrn und seinem Reiche einverleibt wurde, auf seinen Armen gehalten hatte, konnte den Geschwistern, als sie zum Traualtar gingen, nur noch als Sterbender seinen Segen ertheilen.

Wenige Tage darauf zog dann der neue Pastor adj. mit seiner jungen Frau in Zellin ein, den Ort, wo es ihm beschieden war im Dienste des Herrn unter Arbeit und Kreuz und freundlicher Kreuzesabnahme bis zu seinem seligen Tode vielen Segen zu stiften und zu empfangen. Zur Betrachtung dieses Theils seines Lebens übergehend, schließen wir somit seine Jugendgeschichte.

---

**Zweites Capitel.**

**Das Leben im Amt und Hause.**

Es ist für die Lebensbeschreibung zu bedauern, daß von H.'s eigener Hand wenig Material für diesen Abschnitt seines Lebens sich vorfindet, daß auch von Anderen wenig über seine ganze Stellung im Amte mitgetheilt werden konnte. So mag es geschehen, daß dieser Abschnitt dürftig erscheint im Verhältniß zu dem reichen Leben des Freundes, daß namentlich das Einzelne etwas äußerlich an einander gereiht, sein amtlich und häuslich Leben nicht in lebendiger organischer Einheit erscheint, wie es bei einem tieferen Einblick in das Innere des Freundes sich darstellen müßte. H. selbst wendete in diesem Verhältniß nur das Nothwendige nach Außen, Alles nach Oben, zu Gott. Und das war eigentlich das Herrlichste an seinem amtlichen Leben. Er sprach wenig von amtlichen Dingen mit Anderen und sagte oft: da habe ich's mit Gott zu thun und die Gemeinde muß das Vertrauen zu mir gewinnen, daß ich mich ganz allein vom Herrn abhängig weiß und den Menschen von amtlichen Dingen Nichts ausplaudere. Ein sehr richtiger und wichtiger Grundsatz, der auch in keiner Pastoral-Theologie fehlen dürfte. Was hilft alle noch so geschickte Thätigkeit des Pastors,

wo diese heilige Praxis nach Oben nicht weit überwiegt.

Von Kind auf durch die Macht des Wortes Gottes und insbesondere der heiligen Geschichte erzogen, durch academische Bildung theologisch und kirchlich bestimmter gebildet, war unser H. beim Eintritt in das heilige Amt von der Bedeutung desselben, so wie von seiner eigenen natürlichen Unzulänglichkeit für dasselbe tief erfüllt. Er beugte sich in Demuth vor seinem heiligen Bundesgott, der ihn aus Gnade seines Dienstes würdigte. Mit großem Ernst, mit kindlichster Willigkeit und Freudigkeit, mit gewissenhafter Treue ließ er sich von seinem Gott geben, was er im Haushalterdienst brauchte. Die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit seines Wesens kam ihm für sein Verhältniß zum Herrn vortrefflich zu Statte. Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herrn (Ps. 123), so sahen seine Augen auf den Herrn, bis er ihm gnädig war. — Dabei ist es nothwendig zu bemerken, daß er nie einer Sonderrichtung im Gebiet des Glaubens angehört hat.

Aus seiner Jugendgeschichte haben wir erkannt, daß er nie Rationalist gewesen ist. Dadurch ist er bewahrt worden vor dem durch Wilmar etwas scharf aber mit heilsamem Ernst gezeichneten Wesen der Rhetorik und Hohlrednerei. Er ist aber auch nie Pietist, ja er ist auch nie orthodoxer Lutheraner in dem besondern Sinn gewesen, in welchem damit eine Parteirichtung bezeichnet zu werden pflegt. Dennoch war ihm die Stellung „über den Parteien“ eine Stellung in leerer Luft, wie auch aus seiner hernach zu betrachtenden Abhandlung hervor-

geht. Wenn er seiner Naturanlage nach eher zu Weitzerzigkeit, als zu Einseitigkeit geneigt war, so mögen wir uns um so mehr freuen über die heilsame Sucht, in welche sein Gehorsam gegen Gottes Wort, und auch seine theologisch-kirchliche Bildung sein natürlich Herz genommen hat. Wir können nicht anders sagen, als daß S. vom ökumenischen Wesen der lutherischen Kirche erfüllt und durchdrungen war, wie wenige in jener Zeit. Der Keim dazu liegt ja freilich schon in der Taufe, war aber im Religions-Unterricht und hernach von seinen academischen Lehrern Lenz und Sartorius kräftig gepflegt und ausgebildet. Ganz gewiß trug Sartorius lutherische Dogmatik einen unversessenen und kirchlich ökumenischen Charakter an sich, der alles Parteistreben fern hielt. Dabei war sie aber doch nicht speculativ nivellirend, nicht confessionel unbestimmt. Es war dies eben ihr Vorzug, bei aller confessionellen Treue dem Lutherthum seinen allgemein kirchlichen Charakter zu behaupten und zu retten. Die entschiedene Geltendmachung des formalen und materialen Principis der evangelisch-lutherischen Kirche hatte sich aus Sartorius Vorträgen in Holst's lebendig aufnehmende Seele nicht nur als dogmatischer Grundsatz, sondern als heiliges Gut zum Leben eingesenkt. Auch die weiteren, echt Lutherischen d. h. dem Worte Gottes entsprechenden Folgerungen aus diesem Princip gingen, wenn auch mehr in symbolischer als in wissenschaftlich systematischer Form, bei Holst in Saft und Leben über, blickten der starke Unterbau zu seiner Stellung im heiligen Antef. Und so ist es gekommen, daß er nie in separativistische Weise, nie in Sonderungsgelüste sich hat hineingezogen

lassen. Auch als hernach die Lutherische Confession mit aller Energie des Glaubens allen subjectiv weit- und subjectiv engherzigen Richtungen entgegengesendet ward, ist Holst nicht in Dogmatismus, nicht in Parteilichkeit hineingerathen, sondern hat immer, wenn auch noch nicht so entwickelt, in sich gehabt, was Andere als etwas Neues oder als das neuerstanden Alte in sich aufnahmen. Er begrüßte die zu größerer Geltung gekommene alte Wahrheit mit Freuden, und wir zweifeln nicht, daß seine bald erscheinenden Predigten ein schönes Zeugniß davon ablegen werden.

Holst's ökumenisch-Lutherische Stellung bestand insbesondere darin, daß er bei confessioneller Fassung des Glaubensinhalts, bei bestimmtem Gegensatz gegen alle Abweichung vom Worte Gottes in Lehre und Leben der Christenheit, doch keine Freude hatte an der Sonderstellung, welche der Lutherischen Kirche durch die andern Confessionen ist angewiesen worden. Er hat die Reformation Luthers als diejenige Reichsthät Gottes angesehen, durch welche er seine ganze christliche Kirche auf Erden nicht nur von allem bisher eingeschlichenen Irrthum hat befreien, sondern auch sie wieder in das volle ungetrübte Licht und die ungehemmte Wirksamkeit seines Wortes hineinstellen wollen. Darum hat die Sonderstellung, in der die Lutherische Kirche sich thatsächlich, aber nicht durch ihre Schuld, befindet, ihn nicht veranlaßt, sich selbstgefällig in derselben abzuschließen, sondern die Bedeutung in's Auge zu fassen, welche die Reformation Luthers für die ganze Christenheit hat. So wenig er das eigentliche Wesen dieser Kirche, ihre Aufgabe und treue Arbeit in

der Herausbildung der rechten Lehre aus der heil. Schrift in das Bekenntniß und Leben hinein verkannte, so sehr hat er sich auch bewahrt vor unionistischer Gleichstellerei und dem ganzen heillosen, glaubens- und liebeleeren modernen Mischmasch, durch den das Reich Gottes mehr gelitten hat, als durch alle Angriffe seiner offenbaren Feinde. Auf die Aufgabe seiner Kirche, das Wort Gottes als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens und den Herrn Christum als einzigen Mittler in gewissenhafter Treue des Bekennens der ganzen Christenheit als Siegespannier voranzutragen und alle Confessionen und alle Völker zu dem durch Gottes Gnade über ihr aufgegangenen Lichte einzuladen, ist Holst, natürlich mit zunehmender Klarheit des Bewußtseins, eingegangen und hat ihr an seinem Ort und nach dem Maß seiner Begabung in lebendiger Treue gedient. Wie richtig er dabei Alles würdigte, und mit gutem Tact gegen das operirte, was dem Wesen der evangelisch-Lutherischen Kirche widerspricht, sehen wir aus manchen Zügen seiner Amtswirksamkeit, auch aus seinem später mitzutheilenden, jener evangelisch-Lutherischen Dame in Rom ertheilten Rath, wie sie sich dem Cardinal gegenüber verhalten solle, der es auf ihre Conversion abgesehen hatte. Daß er in dem Kampf der Lutherischen Kirche in Livland gegen Herrnhut nichts Besonderes gethan, das lag nicht in einer Vorliebe für Herrnhut, auch nicht in indifferenter Stellung zu diesem Kampfe, sondern theils darin, daß er Stadtprediger war, theils darin, daß seine Adjunctenstellung in der ehstnischen Gemeinde ihn vielfältig beschränkte. Es gab allerdings in dieser Sache auch für ihn eine Zeit, wo er

Herrnhut's schädliches Wirken noch nicht erkannt, und eher ein günstig Vorurtheil für die Frömmigkeit der herrnhutischen Brüder hatte, wo auch diese seine Stellung durch ein in der Chronik der Fellinschen Kirche von ihm erzähltes Verfahren bezeichnet ist. Aber er hat bald die Wahrheit besser erkannt. In Fellin, der Stadt, gab es keine herrnhutische Hürde für deutsche Schafe, und so hatte Holst als Stadtpastor auch nichts damit zu thun. Als Gehülfe seines Seniors in der ehstnischen Gemeinde hat er nie freie Hand gehabt. Wohl aber ging er hernach in-thesi ganz auf die Kampfesprincipien ein und beklagte oft die bekannten Uebelstände\*), welche in der Fellinschen ehstnischen Gemeinde, wie überall, durch herrnhutische Bestrebungen zu Tage traten. Er ist nur in so fern etwas anderer Meinung gewesen, als er stets fragte, was die Kirche, wenn Herrnhut falle, an die Stelle zu setzen habe. Diese Frage hat er auch noch auf einer der letzten Conferenzen den Amtsbrüdern vorgelegt. Sie bezeichnet aber keineswegs eine Sympathie für Herrnhut, sondern nur, daß Holst Alles, was irgend gut ist, nicht zerstört, sondern in gesunder kirchlicher Weise der Kirche zu erhalten wünschte und ist also ein Zeugniß für die

---

\*) Siehe Garnack, die Luth. Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeinde, Erlangen 1860, ein Buch, welches den Dank unserer Landeskirche verdient, weil es actenmäßig genauen Bericht über unsere Kämpfe giebt und weil es dazu beiträgt, unsere Landeskirche der deutschen Mutterkirche näher zu bringen, was zu keiner Zeit wichtiger gewesen ist, als gerade in unserer Zeit. Der Beweis für Letztes gehört nicht hierher.

oben bezeichnete ökonomisch-kirchliche Stellung, die Holst einnahm.

Wir dürfen bei dieser Betrachtung der inneren Stellung und des Wesens Holst's im Allgemeinen, eine Seite dieses Wesens nicht unerwähnt lassen, die zwar in diesem Abschnitt uns wenig entgegentritt, die ihn aber gleichwohl auch bei seiner amtlichen ernstern Arbeit begleitet hat. Es ist dies sein eigenthümlicher Humor. Gerade dieser, der uns schon in seiner Jugendgeschichte als tiefe Naturanlage begegnete, und den wir später wiederfinden werden, hat in seinem amtlichen Leben ihn Manchen sehr angenehm gemacht, bei Andern aber auch Mißfallen erregt. Wir müssen hier gleich bemerken, daß es Unrecht wäre, wenn wir diesen Humor wollten in der sogenannten Witzmacherei aufgehen lassen. Natürlich nimmt der Humor oft auch die Gestalt des Witzes an, aber er ist doch etwas viel Höheres als der Witz. Dieser kann wohl dem Humor dienen, nie aber der Humor dem Witz. Der Humor ist eine tiefe, alle Geisteskräfte durchdringende oder von ihnen unzertrennliche heitere Naturanlage. Er ist wie die heitere Poesie des Lebens, der Witz ist wie ein Gelegenheitsgedicht. Wie Einer viele gute Gelegenheitsgedichte machen kann, ohne eigentlich Dichter zu sein, so kann Einer auch sehr witzig sein, ohne eigentlichen Humor zu haben. Wo aber wie bei Holst in die tiefste Bekümmerniß der Seele, in die schwerste Krankheit des Leibes hinein die Heiterkeit mit folgt, da ist sie etwas Anderes als Stimmung, Laune, da ist sie sogar mehr als Eigenschaft, da ist sie die eine ganze Hälfte des Lebens selbst und hat dieselbe hohe

Berechtigung, wie der Ernst des Lebens, ist nicht seine profane Zerföörerin, sondern seine heitere Gehülfin. Wohl ist es möglich, ja unausbleiblich, daß die uns angeborene Sündhaftigkeit auch solchen Humor im einzelnen Fall in ihren Dienst zieht, also in den Dienst der Eitelkeit, und es mag ja so auch manches Mal bei Holst gewesen sein. Das aber berechtigt noch keineswegs zur Mißbilligung der ganzen Eigenthümlichkeit. Wir dürfen nie durch die einzelne Erscheinung uns verleiten lassen zur Aburtheilung über das Ganze, sondern dieses muß uns leiten bei Beurtheilung des einzelnen Falles. Man mußte Holst bei solchen Ergüssen seines Humors in das schöne Auge, in das edle Antlitz sehen, um sogleich wahrzunehmen, daß, selbst wenn er Lächerlichkeiten Anderer aus seiner Erfahrung erzählte, es ihm nie auf liebloses Bospötteln, nie auf Herabsetzen der Personen ankam, es war der reine Hochgenuß an der brillanten Lächerlichkeit der Scene. Auch schimmerte dabei stets durch sein Gesicht und Wesen jener Ernst, der die andere Seite seines Lebens ausmachte, und dann wie das Auge des Wächters erschien, der den Wildfang einzufangen bereit war, wenn er über die Grenze springen wollte. Und gerade dieses stete Sineinanderwirken der beiden contrastirenden und doch mit einander im innersten Grunde harmonirenden Lebensmächte gaben seiner Persönlichkeit einen eigenthümlichen Reiz. Wir könnten mancherlei Einzelnes aus seinem Leben hier beibringen, was den Lesern ohne Zweifel zu großer Heiterkeit reichen würde. Aber es fehlt uns dabei der Eindruck seiner Persönlichkeit. Im nächsten Abschnitt,

wo wir Hölst selbst wieder können reden lassen, werden wir das Gesagte bestätigt finden.

Haben wir in Obigem versucht dem Freunde in sein inwendiges Wesen hineinzuschauen, so wenden wir nun den Blick auf die Erscheinung dieses Wesens in der Stellung, welche ihm angewiesen war. Hier tritt uns bei ihm zuerst und als das Herrlichste seine Predigt entgegen. Wir dürfen da in der That in eine heilige Werkstatt schauen und ein geheiligt Meisterstück sehen, von dem doch alles Handwerksmäßige so weit entfernt ist, wie der Himmel von der Erde. Im wahrhaften Dienst am Wort gipfelte seine reiche natürliche Begabung, darin auch seines wiedergeborenen Lebens von Gott geweihter lieblichster Glanz. Er war in Wahrheit ein Diener des ewigen Wortes und Alles; was er, auch außer der eigentlichen Predigt, im Amte that, es bekam seine Weihe und Kraft von diesem Wort. Darum fand man bei ihm nicht: Worte, Worte, Worte, wie Hamlet sagt, sondern das Wort, welches in seinem Wesen That ist. — Wenige von denen, welche mit Wohlgefallen die edle Gestalt und das ausdrucksvolle Angesicht in der Kirche sahen, mit noch größerem Wohlgefallen die Predigt hörten, hatten eine Ahnung davon, welche schwere Arbeit, welcher Kampf mit sich selbst dieser Predigt voranging. Die alten Lehrer der Kirche, deren charakteristisches Merkmal nicht Leichtigkeit, sondern ernste, mühsame Arbeit des Denkens und Lebens war, haben längst die drei Vorhöfe rechter Predigt festgestellt, durch die jeder Prediger hindurch muß, wenn die Predigt eine rechte sein soll. Sie haben gesagt, daß „die Arbeit des Nachdenkens, die

Arbeit des Gebets und die Arbeit der eigenen Erfahrung“ gleichsam der Ofen der Läuterung ist, aus dem jede Predigt als reines Gold hervorgehen muß. Es kann das auch nicht anders sein. Welche mühevollen Arbeit hat Christus der Herr thun müssen, ehe er der verlorenen Welt das Evangelium als fertige Freudenbotschaft hat darreichen können. Dreijähriger Umgang mit dem Herrn, die tiefe, durchdringende Arbeit des heiligen Geistes mußte bei den Aposteln vorangehen und bei Paulus der ganze Kampf des Pharisäerthums und die überwältigende Erfahrung bei Damaskus, ehe sie alle das Evangelium zu verkündigen vermochten.

„Herr Doctor, Ihr bringt mich um mein Leben“, sagte Luther dem Dr. Staupitz, der ihn scharf beredete, er solle anfangen zu predigen. Wohl 18 Gründe hatte Luther schon vorher dagegen vorgebracht, und schloß mit dem Worte: ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben.

Es kann Viele geben, denen die Meditation viel leichter wird als Andern, aber wehe ihrer Predigt, wenn dann das Gebet und die lebendige Erfahrungsprobe nicht um so tiefer und gründlicher ist. Mögen Menschen die schöne Predigt rühmen, vor Gott ermangelt sie des Besitzes der Verheißung. Die Meditation ist gerade derjenige Theil der Vorbereitung, dessen Schwächen noch am Verzeihlichsten sind und auf sie gerade hat sich die frühere Homiletik mit aller rationalistischen Macht ihrer formellen Kunstregeln geworfen. Wir glauben, daß auch unserm Volke die Vorschriften der damaligen Homiletik wenig genügt, aber viel Mühe gemacht haben. Aber sie waren doch nicht der Hauptgrund seiner mühsamen Arbeit. Die-

fer war vielmehr bei ihm die Anschauung von der hohen Bedeutung und Verantwortlichkeit jeder Predigt, und das lebendige Gefühl der eigenen Untwürdigkeit und Unzulänglichkeit solcher Aufgabe gegenüber. Dazu kam ihm dann die formelle Arbeit die Gedanken zu ordnen und ihnen den rechten Ausdruck zu geben. Bei dieser Arbeit hat er oft gesagt: „ich bin kein logischer Kopf, das Ordnen der Gedanken wird mir schwer.“ Mag nun dieses, mag überhaupt nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit, nach der Unmittelbarkeit seines Wesens die Mühe des Vermittelns des Textes für den Geist seiner Zuhörer ihm das Werk erschwert haben, gewiß war diese formelle Arbeit nicht der hauptsächlichste Grund seiner Mühe. Dieser war das Zusammenwirken aller eben genannten Bedenken. Wenn man ihn bei seinen Morgen- und Abendandachten das Wort ganz frei den Verhältnissen anpassen hörte, dann ward man hingerissen von dem überraschenden Licht, das von jenem auf diese fiel, von der Innigkeit und dem Ernst des Geisteslebens, welches sich da offenbarte und vermischte nie etwas in Bezug auf die Ordnung und Form seiner Gedanken. Es war im Gegentheil Alles, was er so frei sagte, wirklich nach Inhalt und Form schön, eigentlich edel. Denn es giebt eine Schönheit der Rede, die nicht befriedigt. Bei ihm aber war die Form dem Inhalt angemessen, darum natürlich, einfach, klar und bestimmt und ansprechend. Es war in der That Gold in silberner Schale. Er konnte sehr gut extemporiren, aber er that es nur, wenn er mußte, er that es nicht, um sich's leichter und bequem zu machen. Darum saß er vom Donnerstag an über seinem Predigttext und am Sonn-

abend durfte ihn nichts stören. Er las und las wieder und dachte dem Worte seines Gottes in gewissenhafter Treue nach. Er warf sich dabei immer wieder auf die Knie und erbetete sich seine Predigt in wahrhafter Geistesarbeit. Ja mit Bezug auf die obwaltenden Schwierigkeiten rang er sie sich ab aus dem Herzen seines Herrn mit dem: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Es war ihm kein schlecht leicht Ding zu predigen. Der alte Feind macht es Manchem zu schwer und Manchem zu leicht. Gewiß gewinnt nur der es ihm ab, der den schweren und den leichten Teufel in treuer Arbeit und mit anhaltendem Gebet überwindet. Der späte Sonnabend-Abend und der frühe Sonntag-Morgen fand Holst so bei seiner Predigt. In den ersten Jahren hatte er sich einst sehr leicht aus dem Text das Thema genommen, der Glaube ist ein Sieg. Auch schien sich ihm die Predigt sehr leicht zurecht zu legen. Wie er sich aber am Sonnabend an das rechte Ausarbeiten macht, verwirren sich ihm die Gedanken. Er arbeitet, betet und hält sich selbst sein Thema vor, der Glaube ist ein Sieg. Er bittet auch um diesen Sieg. Es wird Sonnabend Mittag, Abend, Nacht, er bekommt nichts. Da legt er sich auf ein paar Stunden hin, steht aber sehr früh wieder auf, nun muß es doch kommen. Aber es kommt nichts. Er geht in die Kirche, sagt dort noch Jemandem: beten sie für mich, ich habe nichts. Während des Hauptliedes wirft er sich in der Sakristei auf die Knie und betet, der Herr möge ihn nicht verlassen, denn der Glaube sei ja ein Sieg. Er geht auf die Kanzel, liest den Text, fängt an zu sprechen, hat das Gefühl von gänzlicher

Verlassenheit, glaubt aber und betet und spricht fort und geht endlich von der Kanzel nach seinem eigenen Ausdruck: „wie ein zerprügelter Hund!“ Er demüthigt sich, es sei ihm recht geschehen und geht mit solchen Gedanken nach Hause. Auf diesem Wege folgte ihm Jemand selbst bis in's Haus hinein, der sonst gar nicht sehr bereit war mit solchen Dankbezeugungen, und dankte ihm für diese Predigt. Da hatte der Herr dem, wenn auch ringenden Glauben doch den Sieg gegeben. — Sehen wir daraus, daß Holtz sehr wohl contemporiren konnte, so sehen wir auch, welche Arbeit des Gebets und der innersten Glaubenserfahrung selbst dieses ihm vorher kostete. Er war vor vielen Andern ausgestattet mit Predigergaben. Seine schöne Stimme, sein Mienenspiel, seine ganze Gestalt, seine einfache angemessene Sprache, sein warmes Herz, sein kindliches Verhältniß zu dem Herrn, seine Einsicht in die heilige Schrift und in das menschliche Leben, das Alles hätte Manchen veranlaßt, es leichter zu nehmen. Es wurde ihm auch sehr viel Weihrauch gestreut. Seine Gottesdienste waren oft von Weitem her besucht und man sah viele Kutschen um seine Kirche herumstehn und die Herrschaften erwarten, welche in der Kirche auf das Wort Gottes lauschten. Aber nie ließ er sich dadurch aus der Demuth und Erkenntniß seiner Armutz her austreiben und empfing jede Predigt als ein Gnadengeschenk. Er suchte auch Hilfe bei treuen Mitbetern, deren er mehrere hatte. Seine Frau, die seine große und schwere Arbeit sah, betete selbst mit und forderte einst eine Freundin auf, sie möge sich mit dem kleinen Kreise vereinen zu der Bitte, es möge ihm der Herr

die Vorarbeit zur Predigt erleichtern. Die Freundin antwortete: Beten wolle sie für ihn treulich, aber darum könne sie nicht beten, daß ihm das Predigtmachen leichter werde, denn dann würden seine Predigten nicht mehr sein, was sie wären, aus der Tiefe geschöpft.

Aus solcher treuen und mühsamen Arbeit sind denn die Predigten entstanden, die wir in der Einleitung als das Mark seines Lebens bezeichnet haben. Dies waren und sind sie, weil wirklich seine ganze Lebenskraft an diese Predigten gesetzt ist, weil hier seine mannigfaltigen Gaben für die Predigt zur Anwendung gekommen sind und weil dies in der durch einfachen edlen Ausdruck vollkommenen Form geschehen ist, die seinem Wesen entsprach. Aber jene Bezeichnung ist noch gar nicht erschöpfend. Vielmehr ist damit die Hauptsache noch nicht gesagt. Diese aber ist an diesen Predigten, daß ihnen das Siegel des heiligen Geistes, daß ihnen jener Segen eingedrückt ist, mit dem Gott nur die treue Arbeit seiner Knechte lohnt. Die treue Anwendung des Wortes Gottes auf das menschliche Herz und Leben, wie sie hier durch den Segen dessen geschehen ist, welcher seines demüthigen Knechtes inwendige Arbeit gesehen, sein Gebet erhört hat, bleibt für alle Zeit erbaulich und muß auch ferner um so mehr fortwirken, weil die Predigten nicht einer vorübergehenden Zeitrichtung der Kirche angehören, sondern in objectiver, dabei aber stets lebendiger, ja überraschender Anschauung der Katechismus- und der Schriftwahrheit und in trefflicher heilsordnungsmäßiger Anwendung auf das immer gleiche Menschenherz dem ökumenischen Charakter der evangelisch-Lutherischen Kirche

dienen und nichts Erzwungenes, Erkünsteltes, Gemachtes an sich haben, wie man es leider so vielen gedruckten Predigten abschmeckt und sie darum bald bei Seite legt. Während selbst Hofackers und Anderer Predigten, so bedeutend sie für ihre Zeit waren, nun zum Theil doch nicht mehr genügen, werden Holst's Predigten niemals veralten. Sie werden ohne Zweifel bald ihren Weg in unsere Häuser und Herzen beginnen und werden von Niemandem, der Sinn hat für das Wort Gottes, ohne bleibende Frucht gelesen werden. Es haben diese Predigten einen Reichscharakter, der sie stets neu und erbaulich macht und der es nahelegt Holst unsern livländischen Lutherischen Chrysostomus zu nennen.

Holst hat nie selbst Aufhebens von seinen Predigten gemacht. Im Andenken an ihn und seine Demuth würden wir uns scheuen dies zu thun. Es wäre aber ein Unrecht, wenn wir schweigen wollten von dem, was die herrlichste und nachwirkendste Leistung seines Lebens war. Er selbst, in seinem kurzen Vorwort zu den zum Besten Fellinscher Waisen herausgegebenen Predigten, die wenige Jahre nach seinem Amtsantritt erschienen (1838), sagt: „nur der wohlthätige Zweck kann in den Augen des Herausgebers dieses Unternehmen entschuldigen. Denn davon, daß die Beschaffenheit dieser Predigten selbst den Druck derselben nicht rechtfertigt, ist er so sehr überzeugt, daß wohl nicht leicht eine Kritik — falls sie nur nicht den evangelischen Glaubensinhalt angreift — ihm zu scharf dünken möchte.“ — Wie scharfe Urtheile über seine Predigten hat er selbst in seinem Tagebuch dem Wehrauch entgegengesetzt, der ihm gestreut wurde! Wie gern

hat er selbst den beabsichtigten Druck mancher Predigten zurückgezogen, wenn er sich dazu durch irgend Etwas veranlaßt sah. Nun aber wird Gott der Herr sie an's Licht ziehen, nun wird der, von dem sie in einem Maße, wie wenige andere Predigten, erbetet waren, seine Gabe zur Ehre seines hochgelobten Namens der christlichen Gemeinde darstellen und diese wird wahrhaftige Erbauung darin finden \*).

Holst's ganze Eigenthümlichkeit war danach angehan, daß seine Casualreden eine besondere Bedeutung haben mußten. Da, wo es galt einen Fall aus dem Leben aufzufassen und darzustellen und ein Wort Gottes darauf anzuwenden, mußte sich seine ganze Meisterschaft zeigen. „Woher weiß und nimmt er das Alles,“ hieß es bei seinen Leichenreden — „ist er doch nicht täglich und stündlich um die Kranken gewesen, und doch hätten die Angehörigen nicht treffender schildern, nicht

---

\*) Wir selbst haben Holst's Predigten bis vor kurzer Zeit nicht gekannt, einzelne mündlich gehörte und einige ausgezeichnete Casualreden ausgenommen. Nachdem wir aber die Sammlung von Predigten gelesen haben, welche 1838 erschienen ist, haben wir mit großer Ueberraschung wahrgenommen, daß sie, wie gern auch gehört, in jener Zeit kaum so verstanden werden konnten, wie in unserer, die dem Verständniß viel näher gerückt ist. Wir streichen gern aus der Literatur den ganzen Zweig der gedruckten Predigten, denn er ist mehr welk und trocken als grün, aber diese Predigten gehören so sehr zum grünen Holze, daß es uns gemahnt hat an jenen Baum, von dem der Herr Ps. 1, 3 und Math. 13, 32 spricht. Hier gilt es in vollem Maße, „grün ist des Lebens goldner Baum.“

tiefere und richtigere Blicke in das Herz und Leben der Verstorbenen thun können!“ Holst hatte in die Tiefen des Wortes Gottes, hatte in sein eigen Herz hineingeblickt, er versetzte sich mit lebhaftem Mitgefühl in Andere hinein, darum war, was er bei solchen Gelegenheiten sagte, theils so menschlich, theils so göttlich, daß die Zuhörer den deutlichsten Wiederhall ihrer eigenen Gefühle, aber ebenso die Mark und Bein durchdringende Kraft des tröstenden oder richtenden Wortes Gottes vernahmen. Wie seine Postille in der ganzen Gemeinde, würden seine Casualreden für manches müde Pastorenherz wie ein belebender und erfrischender Thau wirken.

Doch wir müssen uns nun seiner weltlichen Stellung insbesondere und dem Einzelnen zuwenden, was darin uns als bemerkenswerth entgegentritt. Seine amtliche Stellung war keineswegs eine durchaus behagliche. Er war fast seine ganze Amtszeit hindurch Adjunct. Wenn ihm auch die Stadtgemeinde als sein Gebiet zugewiesen war, so war ihm darum Mitwirkung an der sehr großen estnischen Gemeinde nicht erlassen und so kam' es, daß, während er an allen estnischen Amtshandlungen auch Theil hatte, diese Gemeinde doch sein Theil nicht war, und während die deutsche Gemeinde sein Theil war, ward er dieser doch sehr oft entzogen. Nur die wahrhaft christliche und freundliche Stellung des würdigen Seniors und seines freundlichen, opferwilligen Adjuncten konnte dieses Verhältniß so gut und Gott wohlgefällig erhalten, wie es von Anfang bis zu Ende war. Daß es aber mit seinen unzähligen und oft fast widersprechenden Anforderungen an den mehr zart und reizbar,

als kräftig und ruhig organisirten Mann einen nervenangreifenden und aufreibenden Einfluß ausüben mußte, war unvermeidlich. Die Fügung Gottes, welche Holst in dieses Verhältniß hineingestellt hatte, machte sich auch so stark geltend und war so sichtbar gesegnet, daß alle die mehrfachen Berufungen an andere Pastorate, und eine Anfrage wegen Annahme einer akademischen Stellung, die an ihn ergingen, erfolglos blieben und Holst immer mit der Ueberzeugung aus diesen Proben hervorging, es sei auch ferner Gottes Wille, daß er seine Kraft an diesem Orte seinem Herrn zum lebendigen Opfer darbringe.— Sein Verhältniß zu dem landischen Theil der Fellinschen Gemeinde führte natürlich auch die deutschen landischen Eingepfarrten des Kirchspiels in des Adjuncten deutschen Gottesdienst, obgleich ja eigentlich die Stadt ihm zugewiesen war, und so kam es, daß Holst zu den Wenigen gehörte, die sehr viel dazu beigetragen haben, daß in Livland in sehr vielen Deutschen zu Stadt und Land lebendiges kirchliches Interesse geweckt und genährt worden ist, und Fellin war seiner Zeit eine Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben konnte. Es ist hier hervorzuheben, daß Holst bei aller seiner Beliebtheit in der Weise eine Schule bildete, daß seine Anhänger ihr Christenthum gleichsam an ihn gebunden ansahen, wie das leider bei so manchen kirchlich hervorragenden Persönlichkeiten unserer Zeit, auch in Deutschland, der Fall ist, wo uns die Frage nahe tritt, was wird werden, wenn sie nun sterben, wo bleiben ihre Anhänger, wo ihre Stiftungen? Es galt ihm immer nur das Wort, Christus, sein Reich, und er trat

mit seiner Person stets gleich zurück, wenn das Werk am Worte gethan war.

Ueber die Stadtverhältnisse bei uns im Allgemeinen muß hier gesagt werden, daß in Folge der sogenannten Aufklärung das einigende und heiligende christliche Lebenselement je mehr und mehr aus denselben gewichen war und dem feichtesten Rationalismus und aller subjectiven Ehr-, Gewinn- und Genußsucht hatte Platz machen müssen. Der gläubige Pastor fand so meist ein verwüstetes und für die Seelsorge ganz unzugängliches Feld vor. „Sie wollten schon selbst für ihre Seelen sorgen“ und schafften unter diesem Vorwand eigener Selbstständigkeit ihre Seelen aus allem Verhältniß zu Gott hinaus und sans gêne in die Hölle hinein. Dabei konnten die germanischen Verfassungsformen der livländischen Städte, so wohlthätig ihr Vorhandensein auch immer noch wirkt, doch das mangelnde christliche Leben nicht ersetzen, wurden vielmehr offenbar oder unter leidlichem Schein gebeugt und in den Dienst der Willkühr hinabgezogen. Dennoch sind sie es, die wenigstens einen äußern Gemeindeverband erhalten haben, und ohne sie wäre Alles längst ganz auseinandergegangen. Dies ist nicht zu verkennen und auch von dem lebendig wirkenden Pastor nicht gering zu achten, wenn er auch nothwendig oftmals darüber seufzen muß, daß die Gemeinde sich allenfalls als Stadt- und Orts-, aber nicht als Kirchengemeinde weiß. Es fällt seiner aussharrenden Geduld die Aufgabe zu, in diese Stadtgemeinde hinein allmählich wieder lebendiges Christenthum, das heiligende Wort Gottes zu bringen, damit sich, so Gott will, in der Stadt-

die Kirchengemeinde wieder bilde. Dies geht nicht ohne vielfachen Schmerz ab über viele abfallende Spreu, doch auch nicht ohne Freude über manches gute Weizenkorn. So ist das Werk der Winnschaukel Christi. Natürlich werden da der Menschen Gedanken offenbar und der Pastor hat Gelegenheit mit vielem Schmerz das Wort des Herrn zu erfahren: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, doch aber auch in gläubiger Hoffnung das andre Wort zu bedenken: wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Auch ist es seit jener Zeit durch Gottes Gnade gelungen in dem Städteleben die Kirche wieder zu einer Macht zu erheben, der alle Wohlgefinnten mit Freuden zufallen und vor der die Uebelgefinnten sich mit ihrem bösen Wesen zu verbergen suchen. Holst hat nichts zur Auflösung des erhaltenden Elements gethan, was in dem Corporativen jener Verhältnisse liegt und hat im Gegentheil Alles gethan, um es wieder zu einer Kirchengemeinde zu bringen. — Eine nicht geringe Schwierigkeit erwächst dem Pastor ferner aus der Germanisirungstendenz, welche dem Städteleben im Verhältniß zu den Nationalen ganz ungesucht zugefallen ist. In den Handwerker- und Kaufmannsstand, seltener noch in den Gelehrtenstand, treten viele junge Leute aus dem Volke, die vorher deutsche Elementar- und Kreis Schulen zwar besucht, dadurch aber keineswegs schon gründliche deutsche Bildung oder deutsches Herz und Wesen angenommen haben. Sie haben sich die äußern Formen des civilisirten Lebens etwas angeeignet, viel besser aber die Sünden der Civilisation, und dagegen, was von kindlichem Glauben in dem nationalen Leben

liegt, verloren. Viele von ihnen gehen moralisch und physisch unter. Unter denen, die sich erhalten, sind Manche christlich gefinnte und ehrenwerthe Leute, die dem Pastor gern Haus und Herz öffnen, weil es ihnen wirklich um Gottes Wort zu thun ist. Andere aber halten sich ganz fern, besonders weil sie sogenannte Gebildete Pastor und Kirche schmähen hören. Sie möchten gern mehr vorstellen, als sie ihrer inneren Ausbildung nach sind und umgeben sich mit einer so dicken Glorie ihres zeitlichen Erhöhungsstandes, daß es dem Pastor unmöglich wird durch das dicke Licht in den dunkeln Kern einzudringen. Auch sind viele mißtrauisch und empfindlich und sehen überall Anspielungen auf ihre geringe Herkunft. Civilisation à tout prix ist ja das leidige Feldgeschrei unserer Zeit, und der erste Preis, der für sie hingegeben wird, noch ehe man sie hat, ist überall — lebendiger Schmerz um die Sünde und heilige Glaubensentschiedenheit. So wird die Civilisation zum Irdischgefinntsein und das ist der Tod aller sittlichen und christlichen Verhältnisse. Eine vollständige Germanisirung unserer Nationalen könnte allein diese Uebelstände mit der Zeit gründlich überwinden und Gott gebe, daß es dazu käme!

Diese allgemeinen Betrachtungen sollen kein Urtheil enthalten über die Stadt, wo Holst zu wirken hatte und die wir nicht kennen. Sie deuten nur im Allgemeinen den Boden an, wo der Pastor in livländischen Städten zu thun hat und dienen auch zum Verständniß dessen, was Holst in seinem Amte that. Wir begegnen zuerst zweien Uebelständen in seiner Umgebung, deren erster nicht

schwer zu beseitigen war, aber als Zeichen der Zeit doch erwähnenswerth erscheint.

Vor 30 Jahren gab es in den Städten Livlands mehr als jetzt Zeichen der Zeit, wo der nüchternste Nützlichkeitsgrundsatz die Verhältnisse bestimmte. Die Nützlichkeithatte das ganze Gefolge jener sogenannten gemeinnützigen Einrichtungen, die ihren Namen besonders daher zu haben scheinen, daß sie der Gemeine schaden und der „Gemeinheit“ nützen. Ein solch gemeinnütziger Mißbrauch trat auch Holst sogleich in Fellin entgegen. Es hatte sich wahrscheinlich durch den Zusammenfluß von Menschen an den vielen Festtagen der Osterzeit ein Handelsgeschäft mit Pferden gebildet, welches sich allmählich zu einem großen Pferdemarkt am Charfreitag erweitert hatte. Am Gründonnerstag kamen die Leute zusammen und am Charfreitag tobte es in gemeinnütziger Unschuld um die Kirche herum, bis am Ofterjonnabend die Leute betrunken nach Hause zogen. Diese Verwandlung christlicher Festtage in einen Hexensabbat und Tempelmarkt erinnerte Holst natürlich an die Geißel Christi. Bei den bestehenden Verhältnissen war es der am Schnellsten zum Ziele führende Weg, den Uebertretern gegenüber das Gesetz in Anspruch zu nehmen. Die weltliche Obrigkeit ging auf Holst's Bitte ein. Aber die Befehle kamen etwas spät, die Leute hatten wohl von so einem Verbot gehört, doch nicht bestimmt genug und versammelten sich mit Oppositionsgeist im Herzen, und machten erst rechten Lärm. Da ward das Invalidencommando aufgeboden um die Leute auseinander zu treiben. Aber wenn sie von einer Stelle vertrieben waren, so versammelten sie sich

unter Gallo und Suchhe 20 Schritte davon auf's Neue und setzten dieses Mal noch ihren geliebten Pferdemarkt durch. — Im folgenden Jahre ward vom Gericht früher eingeschritten und es gelang diese entseßliche Charwochenentweihung ganz abzustellen.

Nicht unähnlich der obigen Angelegenheit, nur etwas stiller, ist der Sonntagshandel in den Städten. Auch für dieses Institut giebt es eine milde, gemeinnützige Deutung. Die Landleute, welche sich zum Gottesdienst versammeln, möchten diese Gelegenheit benutzen, um einige kleine Producte zu vertwerthen und sich dafür mit städtischen Waaren zu versorgen. An diese Unschuld schließt sich dann, daß nicht einmal während des Gottesdienstes die Buden geschlossen werden, also der Handel ungestört seinen Fortgang hat. Da ist denn der Mammondienst für Viele an die Stelle des Gottesdienstes getreten und befindet sich Sonntags in noch blühenderem Zustande als an den gewöhnlichen Werktagen. Nun begegnet es uns Menschen wohl, daß Jeder die ganze Welt nur von seinem besondern Beruf aus ansieht. Dem Prediger ist vielleicht die ganze Welt eine Kirche, dem Kaufmann die ganze Welt nur eine große Krambude, dem Rechtspracticanten ist sie eine ansehnliche Gerichtsstube, dem Arzte gar nur ein Krankenhaus und Lazareth u. s. w., u. s. w. Werden solche Vorstellungen in die Praxis treten, so muß nothwendig ein Streit entstehen, dessen Ende die Vernichtung aller Andern und die alleinige Inszenesetzung des Einen siegreichen Berufs ist, der aber dabei auch sehr bald sein Ende erreichen würde. Wenn aber der treue und wohlmeinende Pastor nicht

anders kann, als wünschen, daß am Sonntag während des Gottesdienstes die ganze Gemeinde feiere und Gottesdienst halte, so ist er sehr fern von jenem einseitigen Eifer und verlangt nur was Gott verlangt und was der Gemeinde für ihre anderweitigen Berufskreise gar keinen Schaden, sondern nur Segen bringt. Selbst wenn er fordert, daß die ganze Gemeinde den ganzen Sonntag in Wahrheit heilige, so hat er keineswegs zuviel verlangt. Gewiß wird der Sonntag nicht geheiligt durch die Werktagarbeit, wohl aber diese durch Gottes Wort und durch die Gemeinschaft mit Gott. Die christliche Gemeinde muß also die Zeit des gemeinsamen Gottesdienstes öffentlich anerkennen und ehren. Christen sollen Alle sein in allen Ständen. Sie werden also Alle, wenn sie sind, wie sie sein sollen, ihre Christenpflicht wahrnehmen. Wo sie es nicht thun, sondern nur ihrem irdischen Berufe nachgehn, da sind sie die Einseitigen zum eigenen Schaden. In Fellen fand Holst den Sonntagshandel vor, während und nach dem Gottesdienste in vollem Gange. So schmerzlich wie sein Herz dadurch bewegt wurde, so diente es Vielen in der Gemeinde, auch einigen Kaufleuten, zum Aergerniß. Auf Bitte des Pastors an den Rath der Stadt berief dieser eines Tages die Kaufmannschaft auf das Rathhaus, wo der Pastor derselben eine ausführlich motivirte Bitte vorlegte, sich einmüthig finden zu lassen zur Abstellung des Mißbrauchs. Die Rede ist von Holst selbst in die Kirchenchronik eingerückt. Wir führen nur Einiges an. Er sagte: „Hochzuverehrende Herren! Da unter Ihnen mehrere Stimmen entschieden mißbilligend über die Entheiligung des Sabbats durch

Sonntagshandel sich geäußert haben, so thue ich mit freudiger Zuversicht an Ew. Wohlgeborn Gesamtheit die Bitte: diesen, gegen menschliche und göttliche Gesetze streitenden Mißbrauch durch eine freie gemeinschaftliche Uebereinkunft völlig abzustellen. Ich thue diese Bitte mit freudiger Zuversicht, daß sie genehmigt werden wird, weil ich überzeugt bin, nur die Wünsche eines großen Theils der hiesigen verehrlichen Kaufmannschaft damit auszusprechen u. c. — Nehmen Sie geneigt auf diese Bitte, die eigentlich von Ihnen selbst kommt und angeregt ist. Denken sie nicht an die Jugend desjenigen, der jetzt Ihnen, zum Theil schon ergrauten Männern, seine Bitte vorträgt. Denken Sie bloß an Gottes Wort und Gesetz. Erwägen Sie die Sache nicht bloß vor Menschen, sondern vor Gott dem ewigen Vergelter mit Gebet und nach seinem heiligen Wort, das sich nicht spotten läßt. Sie selbst wünschen gewiß die Abschüttelung dieses moralischen Jochs mehr als ich. So thun Sie denn nach dem Wort des Herrn: ärgert dich dein Fuß, deine Hand, dein Auge, reiß sie ab und wirf sie von dir. Geben Sie Ihren Kindern das Gedächtniß einer edlen, durch Gottes Geist gewirkten und gewiß von seinem Segen gekrönten That. Segen Sie mich nicht ferner in die traurige Verlegenheit im Religions- und Confirmandenunterricht Ihren Kindern und Untergebenen nach Pflicht und Gewissen ein Gebot einschärfen zu müssen, welches sie von Eltern und Brotvätern übertreten sehn, ja zu dessen Uebertretung sie vielleicht von diesen selbst genöthigt werden u. c.“ — Holst erreichte dadurch, daß der Handel während des Gottesdienstes aufgehoben, daß für Uebertreter von der Kauf-

mannschaft selbst das erste Mal 25 Rbl., das zweite Mal 50 Rbl. Strafe festgesetzt ward und an den ersten Festtagen, am Gründonnerstag, Charfreitag, Himmelfahrt und Bußtag den ganzen Tag die Buden geschlossen sein sollten. In allen unsern Städten ist es seitdem besser geworden. Mindestens während des deutschen Gottesdienstes sind die Buden überall geschlossen. Das Volk wird freilich leider noch oft als dienende Classe zu wenig berücksichtigt.

Saben wir Holst hier in so entschiedenem wie freundlichem Verhalten bei Bekämpfung vorhandener Uebelstände erkannt, so sehen wir ihn weiter auch die positiven Seiten der Amtsthätigkeit, zunächst immer in der deutschen Gemeinde, verfolgen. Der Sonntag verlief ihm von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr in steter Arbeit am Wort. Er half nach dem deutschen Gottesdienst seinem Senior bei Austheilung des heil. Abendmahls in der großen estnischen Gemeinde, in der oft 600—700 Communicanten sich zusammenfanden. Nach beiden Gottesdiensten pflegte er dann noch das Gefängniß zu besuchen. Er richtete auch bald nach seinem Amtsantritt eine Sonntagsschule für meist halbdeutsche Handwerkslehrlinge ein, in der er selbst den Religionsunterricht erteilte, wodurch seine Sonntagsarbeit noch vermehrt ward. Diese Schule bestand aber nur bis 1837, wo an dieselbe Forderungen einer gesellig organisirten Schule gestellt wurden, denen zu genügen Holst aus Mangel an Lehrern nicht im Stande war, und so war dieses Werk einer freien christlichen Barmherzigkeit genöthigt aufzuhören. Als aber diese Schule wegfiel und bei größerer Schwäche hernach

auch die Gefängnißgottesdienste, da trat dafür Vorbereitung auf Religionsstunden ein, die Holst 2 Mal wöchentlich in den Classen des privaten Knabeninstituts gab. Bei noch mehr zunehmenden Leiden beschränkte er sich auf die zwei obern Classen, dann auf die Prima und in den letzten Jahren hörten die Stunden ganz auf, weil er den Rest seiner Kraft für sein heilig Amt sparen mußte.

Die Confirmandenlehre hielt Holst, so lange er kräftig war, 3—4 Mal im Jahr, später nur 2 Mal. Sehr Viele aus allen Orten des Landes suchten seiner Lehre beizuwohnen und Viele haben eine so liebe Erinnerung von da in ihr Leben hinein mitgenommen, daß bei ihm confirmirte Eltern ihm nach so viel Jahren ihre Kinder wieder brachten, damit diese den gleichen Segen für ihr Leben davon trügen. Holst verstand es, die Confirmanden lebendig anzuregen und ihnen an's Herz zu gehn. Er überhäufte sie grundsätzlich nicht mit vielem Auswendiglernen oder mühsamen Ausarbeitungen. Sie durch Lesen der Schrift, durch Gebet und durch freundlichen Umgang in das Gemeinschaftsleben mit dem Herrn einzuführen oder sie darin zu fördern, das war sein Bestreben. Er sagte: sie müssen in dieser Zeit Muße haben, innerlich zu durchleben, was ihnen an Lehre geboten wird. Auch außer den Stunden hatte er sie oft um sich, machte mit ihnen Spaziergänge und nahm sie gern zu seinen häuslichen Abendandachten. Holst hat seine Confirmanden auch nicht ihren eignen Gemeinden entfremdet, sie haben überall hin ein Salz gebracht, welches der ganzen Kirche zu gut gekommen ist. Und auch darin bewährte sich seine oecumenisch-kirchliche Stellung.

Er war, wo nicht der Erste in Livland, so doch einer der Ersten, der (im Jahre 1837) Bibelstunden einführte. Sie wurden von der Gemeinde mit Freuden begrüßt und zahlreich besucht. Da Holst's Wohnung bald zu klein ward, so kam das freundliche Anerbieten der Aebtissin des Jellinschen Fräuleinstifts\*) sehr gelegen, diese Stunden im Stiftssaale zu halten. Bald aber wurde auch dieser zu klein, es wurde von anderer Seite her die Benutzung des Saales nicht gern gesehn und die Aemtern scheuten auch die bessere Toilette und Kleidung, in der sie dort erscheinen mußten. Darum verlegte Holst diese Stunden in die Kirche und hielt sie Montags von 4—5 Uhr, weil an diesem Tage die Handwerker freiere Zeit hatten. — Obwohl wir wissen, mit welchem Eifer die Bibelstunden im Allgemeinen von Vielen und an vielen Orten gehalten worden sind und dieselben uns auch als eine süße Frucht die Besserschen und Anderer Bibelbetrachtungen gebracht haben, so erscheint doch fraglich, welcher Ursache sie in unserer Zeit eigentlich ihre Entstehung verdanken und welches die angemessenste Form ist, um das Gute derselben der Kirche zu erhalten. Sie haben durch die unvermittelte Art, wie sie plötzlich in die Reihe der Andachtsstunden eintraten, Aehnlichkeit mit den vielen pietistischen Versammlungen und Betstunden. Sie sind so eine Parallele in dem neuern Pietismus zu den philobiblicis des alten Pietismus. Aber sie sind wohl nicht mit Bewußtsein als Erneuerung der Letztern ein-

---

\*) Eine Anstalt zur anständigen Versorgung älterer adelicher Fräulein, von dem Kaiser Paul gegründet.

geführt. Das Lesen der Schrift mit der Gemeinde erschien dem Erbauung suchenden Pietismus als neue und sicherere Segensgelegenheit. Vielleicht forderte auch die äußere That der Bibelverbreitung zu einer entsprechenden inneren That auf. Die Gemeinden mußten doch in das Buch lebendig eingeführt werden, das ihnen so reichlich geboten ward. Dazu genügten die Sonntagsgottesdienste nicht, wie es schien. Man nahm sich also bequeme Stunden in der Woche, wo man biblische Bücher mit vielen Erklärungen verlas, wobei leider oft Gotteswort von Menschenwort ganz verdeckt wurde. Aber so haben diese Stunden noch keine feste Stelle im Organismus der kirchlichen Gottesdienste, auch nicht den ihrem Zweck entsprechenden Charakter. Es scheint nothwendig zu den alten Frühmetten und Vespergottesdiensten zurückzugehen, die in der schwedischen Kirchenordnung auch für Livland festgesetzt waren, und mit diesen fortlaufende Bibellectionen zu verbinden. Daran mag sich eine kurze, objectiv gehaltene Erklärung und ein bezügliches Gebet schließen. So würde das Wesentliche vollkommen gerettet, und das Willkürliche und Subjective, was den Bibelstunden anhängt, beseitigt werden. Für den noch subjectiven, keineswegs unabänderlichen Charakter der Bibelstunden ist auch Zeugniß, daß Holst an seiner Bibelstunde geändert und sie seit 1849 in kirchliche Katechismusstunden umgewandelt hat. Weil nämlich sehr oft Erwachsene seinen Confirmationslehrstunden beiwohnten, wodurch die Confirmanden doch befangen wurden und auch das Local zu enge ward, so erschien ihm diese Umgestaltung begründet. Und wir glauben auch, daß ohne

Kenntniß des Katechismus eine rechte Vertiefung in die Schrift nicht möglich ist, und die bisherigen Bibelstunden eher zu einer wenig fruchtbaren Ueberschüttung, als zu einer heilsöconomischen Gründung gereichen. Hiermit soll kein Urtheil über Holst's Bibelstunden ausgesprochen, sondern nur ein allgemeiner Mangel derselben angedeutet sein.

Die Liebe zum Worte Gottes, die in Holst lebte, wie wir aus dem Bisherigen sehen, ließ ihn natürlich erkennen, wo eine Stelle im Leben der Gemeinde damit zu schmücken und dieses Leben dadurch zu heiligen war. Eine solche Stelle waren die Abende des Jahreswechsels. Am letzten Sonntag des Jahres 1845 sagte er seiner Gemeinde in der Kirche, daß es sich gezieme, das alte Jahr mit Gebet zu schließen und forderte darum diejenigen, welche mit ihm diese Ueberzeugung theilten auf, am letzten Jahrestage um 4 Uhr Nachmittags in die Kirche zu kommen, wo er zum Jahresluß Gottesdienst halten werde. Bei einem Theil der Bewohner Sellin's erregte dies zuerst Anstoß, denn bis dahin war an' diesem Abend immer großer Ball auf der Muffe gewesen. Sie tanzten nun erst mit rechter Energie, während Andre in die Kirche gingen. Im folgenden Jahre zeigte Holst wieder Gottesdienst in der Kirche an, und siehe, zum guten Zeugniß für Pastor und Gemeinde geschah es, daß nur drei Damen zum Ball erschienen, die andern aber alle in die Kirche kamen. Von da an starben jene Bälle ganz aus, die Kirche aber war so gefüllt, wie kaum an einem andern Tage im Jahr. Diese Schwestern-Abendgottesdienste waren wiederum ein laut-

redendes Zeugniß für Holst's Meisterschaft im rechten Theilen des Wortes Gottes und die Fellinsche Gemeinde hat an diesem Abende einen guten Tausch gemacht, indem sie die irdische Lust und den Puz der Eitelkeit hingab für den Perlenschmuck, mit dem ihr Gott sie durch den Dienst seines Knechts da kleidete. Unbergesplich wird Allen in Fellin, die zugegen waren, der Jahreschluß von 1852 sein. Da, kurz vor seiner letzten Reise ins Ausland, glaubte Holst, er hielte diesen Gottesdienst zum letzten Mal. Er sprach über das Wort: bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget. Nachdem er angedeutet, wie dieses Wort in allen Herzen leben müsse, die nach Erdenjahren zählen, fragt er: was erzählt dir der Jahresabend vom Jahrestage? Viele Zeichen der Schuld und Bucht Gottes sind tief eingegraben in viele Herzen. Nun geht er die Erfahrungen der Gemeinde von Gottes Schuld und Bucht auch im Einzelnen durch. Er redet auch von sich, seinem heiligen Amte, bezeugt, daß nun, wo er nicht mehr arbeiten kann und soll, wo ihm vielleicht Amtsrock und Priestertragen abgenommen werden müsse, er dastehende gedeckt und bekleidet mit der Liebe der Gemeinde, tief beschämt vor den Reichen und Armen, denen Allen er wünsche, daß, was sie gethan, sie nicht ihm gethan, sondern dem, der auch den Becher kalten Wassers nicht unbelohnt lasse. Er wolle nun Vergebung nehmen und geben, er wolle in Frieden scheiden. Aber mit der Sünde wolle er keinen Frieden, sie sei in ihm oder in ihnen, und das Wort, welches er in seinem Amt geredet habe, das Wort von Buße und Glauben, das Wort von Jesu Christo dem Gekreuzigten nehme er nicht zurück. Habe

dieses eine Wunde geschlagen, so wünsche er Glück dem, der die Wunde empfing. Er schärft nun vielmehr ein, daß Nichtgebrauch der Gnadenmittel, daß Sonntagsentheiligung, daß Liederlichkeit mancher Hausväter, daß Unzucht und Unehrllichkeit noch die Kirche beflecke und sie mahne, daß es Abend werden wolle. Es sei der Gemeinde nicht gut, wenn der Diener Christi mit Seufzen sein Amt ausrichten müsse. Sie möchten beherzigen, daß er nun vielleicht zum letzten Mal zu ihnen rede und daß der Herr gesagt habe zu seinen Knechten, wer euch höret, der höret mich. Darum sei zu bedenken, daß das Gericht ergehen werde nach dem Worte Gottes, nicht nach allerlei zurechtgelegten Ansichten. Die gläubigen Christen ermahnt er zu bleiben im Hause Gottes und bei der Rede Jesu und in seiner Geduld. — Er bittet seiner auch in der Ferne fürbittend zu gedenken. Er wolle durch die Straßen der Stadt wandeln im Geiste bittend, daß Gottes Reich komme. Er sagt der Gemeinde insbesondere, was sie ihm nach Leib und Seele und seinen Kindern erbitten solle. Er gedenkt Einzelner in der Gemeinde und faßt endlich Alles zusammen in das Gebet zum Herrn: bleibe bei uns. — Es war dieses nicht das letzte Mal. Er kam zurück und noch viele gesegnete Worte hörte die Gemeinde aus seinem Munde. Am Sylbesterabend 1858 sprach er wieder über diesen Text: Dieser zeige uns unsre gegenwärtige Lage mit dem: es will Abend werden; die Bitte, die aus derselben laut werde: bleibe bei uns &c.; endlich des Herrn antwortende Gnadenthät: er ging hinein bei ihnen zu bleiben! Da glaubte er nicht so entschieden, daß es das letzte Mal sei,

aber nun war es dieses. Im Jahr darauf hatte er seinen Adjuncten für die Stadt, welcher den Gottesdienst hielt und 1860 ging er in die Ewigkeit ein, wo keine Jahre wechseln.

Haben wir so in den Hauptsachen Holsts Verhalten und Wirken in der deutschen Gemeinde betrachtet, so könnte nun noch gefragt werden nach seinem Erweisen gegen die Einzelnen dieser Gemeinde. Hier aber fehlt es uns an genauern Nachrichten und wir weisen nur auf die Freudigkeit hin für das Anhören und den Gebrauch des Wortes Gottes, auf den zahlreichen Kirchenbesuch, auf die liebende Gesinnung der Gemeinde gegen ihren Pastor, auf die Willigkeit, mit der sie seinen pastoralen Wünschen, Vorstellungen und Bitten entgegenkam, wir erwähnen der stets wachsenden Zahl der Krankenbesuche, denen Holst sich nie entzog, so lange sein Körperleiden sie ihm möglich machte, weisen auf noch manchen später anzuführenden Zug von Zuneigung der Gemeinde zu dem Pastor hin, woraus wir erkennen, daß, so viel bei den großen obwaltenden Schwierigkeiten es möglich war, Holst seelsorgerische Thätigkeit übte und so das heilige Amt der Gemeinde nach Kräften lieb machte. Die deutsche Land- und Stadtgemeinde hat sich gern ihres treuen Pastors bedient und sich durch ihn in Freude und Leid mit geistlichem Zuspruch segnen lassen.

Wir dürfen aber nicht seine Stellung zur estnischen Gemeinde übergehn, weil sie viel beigetragen hat seine Kraft früh zu verzehren. Mit großer Regsamkeit wirkte er für Einrichtung estnischer Volksschulen, als man damit in Livland noch sehr im Rückstande war. Elf Schulen sind von 1837 an im Fellinschen Kirchspiel

neu errichtet. Im Jahre 1849 gründete er auch für die ganz verwahrlosten estnischen Stadtkinder eine Schule, wozu er die Gemeinden um freiwillige Gaben bat, die auch reichlich eingingen. Ueberhaupt konnte er immer bitten, man ärgerte sich nie daran. Mit wenigen Worten öffnete er Herz und Hand. Diese Schule bestand 5 Jahre und ging dann leider ein, weil er keine rechte Unterstützung bei dem Schulbesuche fand. Wahrscheinlich war auch durch die Glaubenswirren in den vierziger Jahren der Eifer für solche gute Dinge in den Leuten sehr erkaltet. Die letzte Bitte Holst's an seine Gemeinde war um Gaben für eine neuerbaute Parochialschule. Dreifach mehr als Holst erwartet hatte, kam ein. Noch auf dem Sterbebette beschäftigte und erfreute ihn diese Angelegenheit. — Die estnische Gemeinde, fast 15000 Seelen groß, nahm selbst des Adjuncten Kraft sehr in Anspruch. Es fiel ihm die ganze Kirchen- und Schulbuchführung zu, vor seiner Reise auch die estnischen Brautlehren, die ihm hernach der blinde Senior wieder abnahm, alle auszustellende Scheine, die ganze amtliche Correspondenz, die Assistentz bei den Communions, bei Taufen und Trauungen, bei manchen Fahrten ins Filial, in Bethäuser und Schulhäuser. Die tausend Kleinigkeiten, deren in der estnischen Gemeinde so viele waren, daß er später, als er die deutsche Gemeinde ganz einem Adjuncten abgegeben hatte, doch den ganzen Tag nur wenig Herr seiner Zeit war, so wie das Abhängige und Ungerisse, was seine Adjunctenstellung nothwendig mit sich brachte, die vielen Vergernisse, die auch nicht ausblieben, haben viel zur frühen Aufzehrung seiner Kraft beigetragen und veran-

lasten ihn auch oft zu der Klage, daß er vor Vielerlei zu gar nichts Rechtem komme und daß namentlich die Seelsorge in der estnischen Gemeinde fast ganz unterbleiben müsse. Uebrigens lag namentlich auf der Grenze der beiden Gemeinden, in den Erfahrungen mit den sogenannten Halbdeutschen eins der Gebiete, wo auch Holst's Humor reiche Nahrung fand. Unter Auntsbrüdern und Freunden brachte er die komischsten Geschichten vor von dem Gebaren solcher, die aus dem Volke entsprossen, überall die Manieren civilisirter Kreise nachmachten, auch wo es gar nicht hingehörte, oder wie es gar nicht passen wollte. Bei solchen Erzählungen, in denen auch eine Reihe von estnisch stylisirten deutschen Briefen eine große Rolle spielte, war Holst, wie schon gesagt, ganz harmlos, nannte nie die Namen, und hob nur das Komische der Situation oder des Wortes so rein hervor, daß auch der Zuhörer gar nicht an das Individuum dachte, von dem so etwas ausgegangen war. Man mußte seine Bewegungen, seinen Ausdruck bei solchen Geschichten sehn, um den vollen Eindruck des Komischen zu empfangen. Ihm selbst schadete dieses Spiel der Komik in seinem heiligen Ernste gar nicht und Anstoß konnten Andere nur daran nehmen, wenn sie die tiefe Anlage zum Humor vergaßen, die in ihm war und wie diese sich in Mußestunden in dem ergehen mußte, was das Leben an Stoff dazu ihm darbot. Daß er sich selbst von solchen Beobachtungen nicht ausnahm, werden wir im letzten Abschnitt an einem Zuge erkennen, in welchem Shakespearscher Geist uns anhaucht, weil da die tiefste Tragik des Lebens mit dem unabweislichen Humor zusammenfließt.

Uebrigens darf nicht geleugnet werden, daß der Stadtpastor oft zu ausschließlich von Adel und Literaten in Anspruch genommen wird und daß dabei thatsächlich die kleinere Bürgerschaft zu kurz kommt. Es ist wohl ganz natürlich so. Jene haben keine Scheu den Pastor in ihre Kreise zu ziehen, es sei denn, daß ihr Leben der Sünde verfallen und dem Evangelio im Grunde feindselig ist, und selbst dann bleibt ihnen die Gleichheit des Bildungsstandes. Letztere aber sind vom Pastor viel mehr geschieden und er hat auch im Umgange mit ihnen Manches zu überwinden, sich bei ihnen viel mehr herabzulassen. Hier ist Christi Sinn nöthig, der da spricht: haltet euch herunter zu den Niedrigen. Holst hat seine deutsche Gemeinde aufgefordert, es möchten alle, welche es wünschten, daß er sie regelmäßig besuche, es ihm wissen lassen, und gleich anfangs meldeten sich dazu 30 Familien aus allen Ständen, bei denen Holst seine Besuche machte und dabei nur als Seelsorger erschien, nicht als Gesellschafter. Er that dies so lange er es vermochte. Als die kleinen Zimmer der Aernern, die oft drückende Luft darin, ihm in seiner Krankheit diese Besuche unmöglich machten, hat er sie auch bei den Wohlhabenderen eingestellt, um keinen Unterschied hervortreten zu lassen.

Wie lebendig Holst's Theilnahme an den Synoden war, davon giebt schon der in Aßmuth's Leben S. 193 angeführte Zug ein Zeugniß. Nahm er aus Gewissenhaftigkeit und Treue die mühsame Arbeit des Dieners Christi in den Verzwickungen und Verflechtungen mit der Welt willig auf sich, wie auch aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, so war er vollends immer dabei,

wenn es galt heilige und ernste Buß- und Glaubensstunden mit zu erleben. Daß die Synode reiche Gelegenheit zur Theilnahme an diesen beiden Lebensmomenten der Kirche darbot, war und ist nothwendig. Da kommt die Arbeit und Mühe und der Kampf der Kirche in mannigfachster Weise zur Besprechung, da auch ihre Buße, ihr Glaube, ihre Hoffnung, ihre Liebe zu feierlichem Ausdruck. Darum hat Holst auf den Synoden nicht gern gefehlt und Viele werden sich noch der großen Freude erinnern, mit der er die Synode in Fellin begrüßte, als sie im Jahre 1839 dort gehalten ward. Es war dies auch eine der lebendigsten Synoden, die wir erlebt haben, wenigstens in dem Entwicklungsstadium jener Zeit. Viele Prediger aus Estland waren als Gäste gekommen und besonders die Abendversammlungen in Holst's und in seines älteren in Fellin wohnhaften Bruders Leopold von Holst Hause auch in noch andern Privatreisen, waren durch lebendige, Gespräche und gemeinsame Andachten zum Schluß sehr ansprechend und förderlich. Es hat keine andre Synode gegeben, wo eine solche warme und lebhafte Laienbetheiligung in den freien Stunden und Privatreisen sich gezeigt hätte, wie diese erste Fellinsche Synode, und gewiß war ein Grund davon das lebendige Interesse, das in Fellin durch Holst's Einfluß auch in der sog. Laienwelt geweckt oder, wo schon vorhanden, wenigstens genährt worden war. Weil sie Alle gern und freudig in die Kirche gingen, so nahmen sie auch hier unbefangen und freudig ihr Christenrecht in Anspruch und das hat gewiß auch für die Prediger einen großen Segen.

Wir haben schon gesehen, daß Holst's wissenschaftliche Thätigkeit eine mehr empfangende als gebende war. Was er an wissenschaftlicher Bildung erworben hatte und weiter erwarb, das trat bei ihm in den Dienst der Predigt und Lehre, also des Lebens. Deshalb ist er auch auf den Synoden gewöhnlich nicht mit theologischen Arbeiten aufgetreten. Nur einmal, als einige Synoden hindurch unter andern auch die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge ein Gegenstand der Besprechung war, brachte er mit einer Arbeit die Sache zum Abschluß, so daß sie später nicht wieder ist aufgenommen worden. Weil diese anziehende Abhandlung (abgedruckt in U l m a n n 's Mittheilungen 3. Bd. 6. Heft, 1842) nicht allen unsern Lesern zugänglich ist, weil sie ein Zeugniß ist für Holst's Befähigung zu dergleichen Arbeiten, und weil sie einer Lehre begegnet, die auch noch jetzt ihre Vertreter findet, so geben wir hier einen Ueberblick über dieselbe.

Holst hat sie genannt: „Herzensergießungen eines Nichtspeculativen über die Gründe der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge.“ Er sagt weiter: „Die Lehre von der Sterblichkeit des Wurmes, der nicht stirbt, findet sich bei Philosophen, Gläubigen vornehmen Standes, d. h. bei der Noblesse der Theologie, welche über den Parteien steht, Weibern, Stockpietisten, bei Herrnhutern und bei einseitigen Verehrern des in diesem Stück anders lehrenden K r u m m a c h e r.“ Er nennt die Lehre einen großen Constantin, dessen Thronerhebung, d. h. Einführung auf den kirchlichen Lehrstuhl und die Kanzel, alsbald die Kirchen auf überraschende Weise füllen und das Christenthum zur Modefache machen werde, durch die die Pre-

diger sich sehr beliebt machen könnten und die sogar gesegneten Einfluß auf Accidenzien und Priesterkülmittle (ein hiesig Maß des Gerechtigkeitskorns) üben werde.

Er führt sodann diese Lehre: 1) auf das Herz zurück. Das sei der Mutterboden dieser Lehre. Ihm (H.) habe Jemand gesagt: daß keine Lehre sein Herz so beruhige, wie diese; ein Anderer: es stehe fest in seinem Herzen, daß einmal Alle selig werden, er müsse ja sein Herz aus seinem Leibe reißen und es zertreten, wenn er das nicht glauben sollte. Er (H.) habe auch so ein gutes Herz und er könne seine Auntsbrüder versichern, daß es ihm öfters begegnet sei, liebevoller gewesen zu sein, als der Herr im Himmel. Aber das Kind dieser Mutter sei unehelich, denn in Christi Mienen, wenn Er von dem Feuer spricht, das nicht verlischt, lese er eine entschiedene Verleugnung der Waterschaft zu diesem Kinde. Diese Lehre vergesse den heiligen Haß gegen die Sünde. Christus der Gekreuzigte sei ein Aergerniß, die Wiederbringungslehre sei das gar nicht. Die heil. Schrift setze unsrem Herzen höchst penible Schranken (Abraham, Levi, 5. Mos. 23, 9. Math. 12, 49 und 50, Luc. 17, 34). Die sentimentalen Gründe aus der Blutsverwandtschaft seien die allerschlechtesten. Je tüchtiger sonst ein Vertheidiger dieser Lehre sei, wenn er diese Gründe geltend mache, so repräsentire er erst recht die Macht des Fleisches, der Eigenheit und Subjectivität. Die Scheidung des letzten Tages sei die allerabsoluteste und innerlichste, vor der alle Verwandtschaftsbande zergehen würden. — Ist das Herz die Mutter, so ist die Vernunft oder Speculation 2) der Pflegevater dieser Lehre. Die Speculation sage:

a) das Böse kann nicht absolut und nicht ewig sein und  
b) die Liebe und Allmacht Gottes, also seine Eigenschaften, forderten diese Lehre. Aus Beidem folge sie nothwendig. Stimmen wir zu a) gern zu, so schließe das die Endlosigkeit des Bösen in gewissen geschaffenen Geistern nicht aus. Wir sollen doch das Böse nicht nur als neutrum fassen und den Bösen, den Satan, übergehen. Damit löse man sich vom Boden der heiligen Schrift. Das Böse könne man als Accidentelles fassen, den Bösen, den Satan, aber nicht. Aber Satans Tiefen zu begreifen, dazu ist meines Kopfes Logik zu schwach. Sie reicht gerade nur so weit, um sich seinen Ursprung und sein Dasein als Unmöglichkeit wegzuraisonniren. Was ist's, daß er sündigt von Anfang? (1. Joh. 3, 8.) Gott aber muß ihn doch begreifen. Die Philosophie hat auch kein Recht die Unendlichkeit des Bösen zu verdammen als Unding und Unbegriff, so lange sie den Begriff seines Anfangs nicht gefunden. Hegel sagt 'von Jacob Böhm, er habe gerungen, den Teufel in Gott zu begreifen. Hat Hegel ihn nun begriffen? Wir haben auch eine bornirte Vernunft, so gut wie die Speculativen, lassen uns ihr Recht nicht rauben und sagen: nein, er hat ihn nicht begriffen. Satan hat für unsre Vernunft keinen Anfang und nach der Schrift kein Ende!

Gegen den 2ten Grund der Speculativen, der von den Eigenschaften Gottes hergenommen ist, macht Holst auf die Gefahr aufmerksam, die daraus entspringe, daß man Gottes heiliges Wesen nach unserem unheilig Wesen messen wolle, seine heilige Liebe nach unserer unheiligen, der der Haß gegen das Böse sehr fern ist. Wir kennen

den heiligen Haß nicht, weil wir die heilige Liebe nicht kennen. Wir sollen uns die Beschreibung seiner Liebe rein geben lassen aus seinem Wort, ohne vorgefaßten Maßstab unseres Liebens. — Sagt man aber, hat Gott nur Eine Seele verloren, so hat er den ganzen Proceß verloren, nicht sein Wille, sondern der des Bösen ist geschehn, so sollte man doch Gott selbst für seine Ehre sorgen lassen. Auch von Gottes Allmacht und Ehre soll man sich kein Bild machen, außer nach der heil. Schrift. Seine Allmacht und Ehre ist eine absolute nur dann, wenn sie so mächtig ist, sich selbst zu beschränken und über alle Gegensätze hinaus zu sein. Schon der Schöpfung freier Geister, die nicht gezwungen waren Gottes Willen zu thun, liegt eine solche Selbstbeschränkung zum Grunde, die seine absolute Allgenügsamkeit beweist. So ist es auch in der Deconomie des Heils. Die allmächtige Gnade übt dennoch nicht nur keinen Zwang zum Seligwerden, sondern bleibt bei dem Grundsatz höchster Justiz: Deus suum cuique tribuit. Nur in diesem Grundsatz ist Gottes Ehre wirklich absolut und über Gegensatz und Widerspruch erhaben. Es kommt Niemand ohne seinen eignen Willen in den Himmel oder in die Hölle und darin eben wird der Wille Gottes geschehn. Bei der letzten Krisis ist die Entwicklung abgeschlossen und die Selbstbestimmung des Geschöpfes reif.

Aber auch wenn der Anfang und das Ende (Nichtende) des Bösen unverstanden bleibt, so liegt darin kein Grund Anhänger der Apokatastasis zu werden. Dies kann nur geschehn, wenn diese Lehre ihren Lauffchein über ihre eheliche Geburt aus dem Worte Gottes

beibringt. Es folgt die Betrachtung der hauptsächlichsten Bibelstellen, welche die fragliche Lehre begründen sollen.

Apost. Gesch. 3, 21 hat nur der Lehre den Namen gegeben, kann aber kaum in Betracht kommen.

Offenb. 22, 3: „es wird kein Verbanntes mehr sein“ auf diese Lehre angewendet, beweist nur die leichtsinnige Rücksichtslosigkeit, mit der Gottes Wort von unsrer Herzen und von unsrer Vernunft gemißbraucht wird, denn es ist ja nur vom himmlischen Jerusalem die Rede. Hier werde die Mischung von Reinen und Unreinen nicht mehr sein, wie auf Erden, mehr sei da nicht gesagt.

1. Cor. 15, 21 — 28. „Gott wird sein Alles in Allen.“ Folgt zeigt, daß der Zusammenhang nöthigt den Ton nicht auf das „in Allen,“ sondern auf „Gott“ (d. h. Gott unmittelbar, im Gegensatz zum Mittler Christus) zu legen. Auch ist mit „Alle“ und „Alles“ gar nicht immer numerische Totalität bezeichnet, sondern „begriffliche,“ z. B. Marc. 16. „aller, Creatur,“ was nur der heil. Antonius auch auf die Fische angewendet habe. Ja Paulus selbst erinnert hieran, durch den, den er B. 27 ausnimmt.

Paulus lehrt direct nichts von den Ungerechten in dieser Stelle und in dem ganzen Capitel, wo von der Auferstehung der Gerechten die Rede sei. Er spricht nur von denen, die Christo angehören. Dann sagt er „danach das Ende“ 2c. In diesem Ende liegt selbstverständlich allerdings die allgemeine Auferstehung, aus der Viele noch werden gerettet hervorgehen zum Leben. Math. 25, 34—40. Die Auslassung der ausdrücklichen Erwähnung

der Auferstehung der Unseligen hat ihren Grund darin, daß Paulus nur die Gläubigen im Auge hat, wie er hernach auch nur von den Leibern der Seligen spricht. Von der Verdammniß aber ist hier überall gar nicht die Rede. Und dies ist ein sehr starker Grund dafür, daß hier nicht die Wiederbringung gelehrt ist. Wollte Paulus hier eine nicht nur auf die Gläubigen bezogene, sondern uneingeschränkte Endgeschichte des Reiches Gottes geben, so hätte er nimmermehr die Verdammniß, wenn auch nur als Durchgangspunkt, wie sie doch selbst von den Apokatastatikern zugegeben wird, übergehen können.

Ebenso weist Hölst die Beziehung des Wortes 1 Kor. 15, 22: „wie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig“ auf die Wiederbringung als unstatthaft zurück, besonders wegen des Zusammenhangs und wegen der Unmöglichkeit eine numerische Einheit zu verstehn. So auch Röm. 11, 32, aus welcher Stelle man dann auch folgern könnte, daß alle Engel gesündigt haben und das wäre wieder etwas Neues für die Athenienser! Aber über Phil. 2, 9—11 und Offenb. 5, 13 mit Bezug auf Jes. 55, 23 sagt Hölst: wenn Offenb. 5, 13 für die Wiederbringung zeugen soll, so sei das jedenfalls zu früh, es sei eine Wiederbringung vor der Wiederbringung, denn das dem Lamme gebrachte Lob bekommt dieses noch ehe es die 7 Siegel erbrochen hat, also noch ehe die ganze Entwicklungsgeschichte vor sich geht und beschrieben wird. Es ist ein Lob, das wieder nicht numerisch ist, sondern begrifflich durch alle Creatur hindurchgeht, sogar durch die unbewusste, wie die heil. Schrift diese oft Gott loben läßt. Linné hat ge-

sagt: die Tiefe des Meeres verbirgt Ungeheuer, die ihrem Schöpfer gar nicht zur Ehre gereichen. Obwohl nur ein Wisp, hat er doch ebenso viel Recht für sich, als die Meinung, die Hölle könne dem, der dahinein, verstößt gar nicht zur Ehre gereichen.

Ob das Kniebeugen Phil. 2, 9—11 freiwillig und mit Seligkeit geschehen werde, sei noch zu fragen. Luc. 8, 28—31. Math. 8, 29 hätten es die bösen Geister sehr unfreiwillig gethan.

1 Tim. 2, 4 aber herzuführen sei vollkommene Willkühr, da hier nur vom Wollen und Gönnen Gottes die Rede sei und nicht vom Verhalten der Creatur.

Schließlich weist Holst noch auf die wichtige Frage hin, wie sich diese Lehre zum heiligen, verantwortlichen Lehramt verhalte. Geheimlehren gebe es nicht. Also — auf die Kanzel damit. Die Folge wird eine apokatastatische Secte sein. — Diese Lehre ist ein „süßer Wein“. Seid nüchtern, ruft der Apostel. Wärest du nüchtern genug, wenn dir der Beweis geliefert würde, daß die heil. Schrift diese Lehre nicht hat, ihr den Abschied zu geben? Die Bewegung dieser Frage im Herzen wäre eine über Verdienst lohnende Frucht dieser Arbeit.

Für die Lebendigkeit seines Geistes, die aus dieser ganzen Arbeit hindurchblickt, war auch seine Theilnahme an den Privat-Conferenzen der Pastoren ein Zeugniß. Bei dem Schriftlesen und Besprechen des Gelesenen, bei den Gebeten, bei den Beichten, da haben die Amtsbrüder an seinem lebendigen Glauben sich gefreut und alle haben ihn gern als Beichtvater dabei gehabt. In den Nachmittags- und Abendstunden aber, da war sein herrlicher

Gesang recht ein Schmuck der Zusammenkünfte. Wer kann den Eindruck vergessen, den unter Anderem Löwe's Compositionen von Holst gesungen in jedem Zuhörer zurüchließen. Den Wittekind, Heinrich den Vogler und die Glocke zu Speier mußte er fast jedes Mal singen und jedes Mal war der Genuß neu und groß. Auch sein Gesang war so voll Leben und so frisch und die Stimme voll reinen Metalles! — Und diese seine lebendige und herzliche Theilnahme an den Conferenzen, die er nicht versäumte, so lange er im Stande war ihnen beizuwohnen, ward mit einem schönen und tieferbaulichen Schluß gekrönt, wie sein ganzes Leben. Wir werden darüber am Schluß des dritten Capitels berichten.

---

Wir können es uns denken, daß ein Mann von solchem amtlichen Verhalten und Wirken, insbesondere von solcher Individualität und solcher Glaubensstellung wie Holst, kein kümmerliches und nur leidliches häusliches Leben gelebt hat, wie es Vielen neben ihrem amtlichen Leben herläuft oder hertricht. Kann man wohl von allen Berufsarten der Männer in der Christenheit sagen, daß ein gewisser innerer Zusammenhang sich ergeben wird zwischen ihrem Erweisen im Amte und Hause, im öffentlichen und häuslichen Leben, so gilt dies noch viel mehr von dem Predigerberuf, dessen von Christo herrührendes amtliches Verhalten ihn noch unmittelbarer, als andere Christen, für sein häuslich Leben auf das apostolische Wort hinweist, das Ephes. 5, 22—32 das christlich-eheliche Leben so geheimnißvoll und tief dem Verhältniß Christi zur Gemeinde vergleicht. Holst war,

wie dies auch aus seinen herrlichen Trauungsreden hervorging, auf's Tieffte durchdrungen von diesem Worte des Apostels, und seines ganzen Privat- und häuslichen Lebens schmuckreiche Krone war seine in Freude und Leid wahrhaft christliche Liebe zu dem Weibe seiner Wahl. Sie dagegen hat ihn auch dankbar wieder geliebt und hat seine Mühen und Kämpfe, wie seine Freuden und glücklichen Zeiten treulich mit ihm durchlebt. Wir müssen es zur Ehre des Herrn sagen, daß unserem Hoft nur Ein Verhältniß höher gestanden hat, als das eheliche, nämlich sein heilig Amt. Wie sein ehelich und häuslich Leben diesem in allen Stücken nachstehn mußte, so mußte jenes wiederum allen übrigen Verhältnissen vorangehn. Und so muß es sein, so nur kann das rechte häusliche Leben gedeihen und so wird es nicht ein Hinderniß des öffentlichen Berufslebens, sondern eine wesentliche Hilfe dafür.

Ein Croupenfall des erstgeborenen Sohnes Leopold (geb. 1834) brachte, als das Kind kaum 1 Jahr alt war, die ersten Sorgen und Schmerzen in den bisher ungetrübten Ehestand. Das Kind war von den Aerzten aufgegeben, ward vom Herrn aber den Eltern wiedergeschenkt und ist, nach vielen Jahren der Kränklichkeit, endlich doch zum gesunden Manne herangereift, dessen gutes medicinisches Examen, wie seine Doctorpromotion, den Eltern in schon beginnender Krankheitszeit des Vaters große Freude in's Leben brachte. Und so hat der Sohn die ersten Schmerzen, die er den Eltern brachte, durch die ersten Freuden über sein beginnendes öffentliches Berufsleben vergelten dürfen. Das zweite Kind,

eine Tochter, auffallend schön, mit herrlichen Augen, wurde nur 9 Monat alt und starb. (Geb. 1835 Dec., † Sept. 1836). Die zweite Tochter Julie Margarethe (geb. 3. Sept. 1837) kränkelte als Kind lange an den Augen. Dieses Kind hatte von Anfang an eine besondre Zärtlichkeit für den Vater. Es kannte genau seine Art die Thür aufzumachen oder auch seinen Schritt. Als es noch auf den Armen getragen ward, erkannte es ihn daran ohne ihn noch zu sehn und rief aus dem dritten Zimmer: Papa! Holst hat eigentlich mit seinen Kindern nicht viel gespielt, sie nicht viel geliebt, aber ihre Herzen besaß er. Mathias (1839 geboren) schrieb nach dem Tode des Vaters an seine Mutter: „Du siehst die Hauptaufgabe Deines Lebens erfüllt, mir ist ein Hauptmotiv meines Strebens nun dahin!“ Vater will — der Vater liebt das nicht, das war in ihrem Herzen und Munde. 1841 ward Hermann, 1843 Conrad geboren\*).

1845 reiste Holst im Frühling mit seiner Frau nach Dorpat zur Hochzeit seiner zweiten Schwägerin mit dem Director des 1843 von ihm gegründeten privaten Knabeninstituts in Fellin, Schmidt. Durch die Gründung dieses Hausstandes in nächster Nähe erwuchs dem Hause des Pastors ein liebes freundliches Verhältniß und ein

---

\*) Vorher schon starb Holst's lange Jahre erblindete Mutter in Fellin am 19. November 1839; im Jahr 1840 am 23. Decbr. starb auch ebendasselbst sein bald 83 Jahr alter, Vater. Von diesem lebenswürdigen Elternpaare, welches Niemand, der es in seinen alten Tagen im Hause sah, vergessen kann, ist auf die Familie ein herrlicher Segen vererbt und ihr gläubiger Lob noch war, wie ihr Leben, ein Segen für die ganze Familie.

fördernder geistiger Verkehr, seinen Söhnen aber eine dankenswerthe Gelegenheit vom Elternhause aus die Schule zu besuchen. Aber den Tag vor jener Hochzeit erkrankte Holst's Frau in Dorpat, wo die Mutter wohnte, an schwerem Nervenfieber, wozu noch die Geburt eines nach 9 Tagen verstorbenen Sohnes kam. Aus der gehofften Erholungs- ward so eine rechte Angstzeit. Als indefs der Zustand der Frau sich besserte, reiste Holst nach Hause. Aber ein hernach eingetretener Rückfall rief ihn wieder nach Dorpat. Sie schreibt: „Wie hat er mich da getragen und gehalten mit seinem Gebet und Zuspruch.“ Als er nach Fellin zurückkehrte, ward im Hause gebaut und lebte dort allein. Die Ruhr brach in der Stadt aus, es gab viele Krankenbesuche, Communionen und Beerdigungen. Endlich kam die Frau mit ihrer Mutter, deren Hülfe und Pflege noch nöthig war, denn die Frau war am Rande des Grabes gewesen.

Im Jahre 1846 hatten die bisherigen amtlichen Arbeiten und die häuslichen Erfahrungen, insbesondere aber die Glaubenswirren \*), welche in Fellin in dem Anfang dieses Jahres ihre traurigen Siege feierten, Holst's Nerven so krankhaft aufgereggt, daß sein treuer Arzt und Freund Dr. Carlblom in Fellin darauf drang, er müsse auf mehrere Wochen ganz aus Haus und Amt hinaus in ganz andere Umgebungen. Holst war überhaupt leicht erregt und reizbar und die unzähligen, oft ganz unbedeutenden Anliegen der Esten, die ihn in wichtigern Dingen störten, ihre und ihrer Kinder Dummheit, z. B. wenn

---

\*) f. Aspmuth's Leben S. 154 ff.

ein Schulkind nicht begreifen wollte, daß ma nicht emma, sondern ma heißt — (wo übrigens die Schuld viel weniger am Kinde, als an der alten Syllabirweise lag), dabei sein stetes Unbefriedigtsein durch seine Leistungen, endlich die schweren Erfahrungen des Lebens, Alles das hatte schon lange seine natürliche Reizbarkeit vermehrt. Auch hat Holst selbst in seinem Tagebuch solche Ausbrüche scharf gerichtet. Hat er Andern manchmal damit wehe gethan, er selbst fühlte das am Längsten. „Ach Herr, schrieb er, gieb mir doch endlich einmal statt des böshaft ungeduldigen ein geduldig Hirtenherz!“ — So lange er gesund war, hat er redlich gekämpft und sein Herz in Schranken gehalten. Auch in der Krankheit that er es. Aber diese selbst hat auch wieder seine Reizbarkeit erhöht durch ihre alle Nerven aufregende, peinigende Natur. Doch jetzt war sie nur noch im Entstehen. Es war darum ein guter Rath seines Arztes, daß er sich erholen solle und so schwer es der selbst noch sehr angegriffenen Frau wurde, sich von ihm zu trennen, erkannte sie doch die Nothwendigkeit davon und Holst reiste im Mai 1846 nach Arensburg, wo er sechs Wochen blieb. Erfrischt und gestärkt kehrte er von dort heim und hat bis zuletzt noch an jene Zeit zurückgedacht, wo er von Vielen, besonders aber im Hause des Oberpastors Hesse, viele Liebe erfahren hat. Fünf Tage nach seiner Rückkehr, den 3. Juli 1846, ward die Tochter Hedwig geboren, wonach auch seine Frau erst vollständig genas.

Im Mai 1847, als er eben in Dorpat mit seiner Frau sich der Doctorpromotion seines ältesten Schwagers erfreute, bekam er beim schönsten Wetter die Grippe. Er

wollte nicht lange von Amt und Haus entfernt sein und blieb nicht lange genug im Bette. Das Uebel ward nicht ordentlich ausgeheilt und ward, da andre Erkältungen hinzukamen, eine neue Grundlage zu seinem nachherigen unheilbaren Leiden.

Im Sommer dieses Jahres war er mit dem Oberpahlenschen Pastor Hörjchelmann \*), dessen Frau Holst's Nichte war, am estländischen Strande im Seebade. Hier litt sein Sohn Conrad sehr an den Augen und Herrmann erfuhr als sechsjähriger Knabe eine merkwürdige Bewahrung. Er ward eines Abends mit seinen sämmtlichen Geschwistern und zwei Wärterinnen in einem Plantwagen von einem Besuch nach Hause gebracht. Trotz der zwei Wärterinnen fiel der Knabe doch aus dem Wagen und das Rad ging über ihn weg, quer über den Bauch des Kindes. Dieses hatte aber keinen blauen Fleck am Leibe. Sein dicker Mantel mochte wohl etwas geschützt haben, aber ein besserer Schutz hatte das Rad nicht über den Kopf oder die Brust gehen lassen. Am Morgen dieses Tages hatte Holst sich besonders gefreut des Wortes: „gesegnet wirst du sein, wenn du ausgehst, gesegnet wenn du eingehst“. Am Abend beugte er dankend das Haupt vor seinem segnenden Gott.

Im Mai 1848 ward das 9. Kind Anna geboren und den Sommer brachte Holst 7 Werst von Fellin in einem Schulhause zu, von wo er, wenn es sein mußte, täglich zur Stadt fahren konnte und doch des Landlebens

---

\*) Ueber ihn Aßmuth's Leben s. S. 68.

genosß. Dieses Schulhaus gehörte zu dem Gute Heimthal, wo die Familie von Sivers ihren geliebten Freund mit herzlichster Freude aufnahm und ihm durch den längst bewährten Freundesumgang die Erholungstage verschönte. Von da aus hielt Holst auch am 1. Juli zum Bibelfest den Gottesdienst in Pernau. Er predigte über Joh. 12, 35: wandelt, dieweil ihr das Licht habt, auf daß euch die Finsterniß nicht überfalle. Noch Jahre hernach sprachen Pernauer von dem unvergeßlichen Eindruck dieser Predigt. Zu den sehr ernstesten Eindrücken dieses Jahres gehörte die Erkrankung des Sohnes Mathias auf einer Reise der Familie nach Riga. Hernach, von Rom aus, gedachte Holst der Sorge und der Gebete in diesen Tagen der Angst, die in Freudentage umgewandelt wurden. Im Sept. dieses Jahres wurde die Tochter Marie geboren und, wie alle Kinder seit Mathias, in der Kirche vor der ganzen Gemeinde getauft. Das Kind starb aber schon im October des folgenden Jahres.

Den lebendigen, theilnehmenden Familiensinn beweist sein treues Gedächtniß für denkwürdige Tage im Leben seiner Verwandten und Freunde. Keine seiner Reisen hat ihn durch Zerstreung in dem Andenken an solche Tage vergessen zu machen vermocht. Auch für seine Pathen war er ein treuer Vater und brachte sie täglich vor den Herrn. Wir können nicht unterlassen hier einen Brief anzuführen, der recht ein Beweis ist dafür wie er Gottes Wort in das Leben der Seinen und in sein eigenes hineinverwebte. Im Jahre 1856 hatte er erfahren, daß eine liebe Verwandte von einem schmerzlichen Krebsleiden gequält war. Er schrieb derselben: Am Meisten mußte ich in der Neu-

jahrzeit an Dich denken. Die Erwägung des kurzen Neujahrsevangeliums brachte mir immer Dein Bild vor Augen. Es wird das Messer der Beschneidung auch an Sein heilig Fleisch gelegt, als bedürfte es auch bei ihm eines Abthuns des sündlichen Unflaths am Fleisch, als bedürfe es auch bei ihm eines Schnittes in's Fleisch auf daß dieses sterbe, damit der Geist lebendig würde. Aber mitten in dieser demüthigenden schmerzenden Handlung wird ihm bestätigt der königliche Retter- und Heilandsname Jesus. Weil er denn nur für uns die Beschneidung erfahren und nur für uns den Jesusnamen empfangen hat, so ist's gewiß, daß auch bei jeglicher Beschneidung, die an uns geschieht, bei jedem scharfen Schnitt, den Gottes Hand schmerzend in unser Leben thut, sein Jesusname an uns, über uns, für uns wird bestätigt werden zu Trost, Friede und Freude. Ach, liebes Schwesterherz, welch ein schneidend Messer ist kürzlich wieder in Dein zeitlich Leben, in Dein schwaches Fleisch und Blut hineingesezt und wie lange soll diese Deinem Leibesleben angethane Wunde noch fortbluten und welchen Verlauf soll sie nehmen? Ich weiß es nicht, nur so viel weiß ich, daß doch niemand anders als der treue Herr es ist, der Dir solche Traurigkeit und Schmerzen bereitet und daß sein Jesusname Dir wird neu bestätigt werden bei jedem erneuten Zucken dieses Schmerzensmessers, bei jedem Zuwachs Deiner Leiden. Es giebt ja freilich Körperleiden, die fast über das Maß der menschlichen Tragkraft gehn. Ich bin aber dessen gewiß bei allen Seelen, die den Heiland kennen, daß unter solcher Kreuzeslast auch ein Nahetreten, Trösten und Erquickten des leben-

digen Heilandes Statt finden wird, welches ebenfalls das Maß unserer gewöhnlichen Erquickungen und Gnadenerfahrungen überschreitet. Denn unser Herr hat ein ewiges Gedächtniß. Er hat es nicht vergessen, daß er in seinem Gethsemane selber bedurfte eines Engels, eines außerordentlichen Himmelsboten, der ihn stärkte. So wird er denn, wenn seine Hand das Feuer schüren sollte, auch seinen Jesusnamen uns auf reichere Weise bestätigen, daß wir ihn werden loben und an ihm festhalten können mitten im feurigen Ofen. Aber er führt auch oftmals seine Schafe nicht mitten durch den Ofen hindurch, sondern wo auch kein andrer Weg zu sehen war, dennoch seitwärts herum ganz still und sanft in seine Friedenshütten, wo kein Leid und Schmerz mehr ist. Und wer beschreibt die Seligkeit, wenn daselbst, wie eine Mutter ihrem Kinde thut, Er sich damit beschäftigen wird, uns die von unsrem Erdenleben noch anklebenden Thränen abzuwischen von unsern Augen. Darum sei getrost und fasse Muth. Du kannst auf Ihn hoffen, nicht bloß zagend schwächlich hoffen, wie man hofft auf ein schwankendes „Vielleicht“, sondern Du kannst voller Hoffnung sein von dem Scheitel bis zur Fußsohle. So sei auch Deiner Anna jüngst begrabene Mutterhoffnung Ihm befohlen. Das ist das Messer der Beschneidung, welches er an Euch führet, um seinen Jesusnamen herrlich an Euch zu bestätigen. Meine Hände sollen für Euch täglich aufgehoben sein, damit auch auf mich falle von dem Segen, den der Herr Euch bereitet hat. — So schrieb er, als auch er viel zu leiden hatte!

Eine stets lieblich rauschende reiche Segensquelle bil-

deten in seinem häuslichen Leben seine Morgen- und Abendgottesdienste mit den Seinigen. Da trug er Alles im Gebet seinem Vater im Himmel hin. Da hat er mit dem Worte Gottes sein und der Seinigen Leben beleuchtet, insbesondere in die Psalmen mit den Seinen sich hineingelebt und gebetet, da hat er Großes und Kleines mit seinem Gott besprochen. Da hat er geklagt und gelobt und dem Herrn gesungen mit Herz und Mund, da auch — obwohl da nicht allein — auch fürbittend Anderer gedacht. — Eine unausbleibliche Folge solchen Betens war sein festes und lebendiges Gottvertrauen. Im Jahr vor seinem Tode gab es einst einen sehr starken Hagelschlag. Die Frau ward besorgt um das Korn auf dem Felde (in den letzten Jahren hatten sie das Landpastorat inne), an zwei Adjuncte war die Gage zu zahlen und die Familie war groß. Sie sah schon die Ernte zerstört, weinte, fiel ihm um den Hals und sagte: ach Gott, was wird nun werden, wovon werden wir nun leben?! Da wurde Holst unwillig und erwiderte: wie darfst du so reden, wovon werden wir leben! Hat der Herr etwa unsere Felder nöthig, um uns zu ernähren? Ich sage dir, die braucht er gar nicht! Aber wie er weichen Gemüths war, that ihm dann die Frau in ihren Thränen leid, er umfaßte sie und sagte: dein Weinen will ich dir nicht wehren, es ist ja traurig seine Hoffnungen zerstört zu denken. Aber das darfst du nie sagen, wovon werden wir leben? Als sie hernach hingingen den Schaden zu besehn, siehe da war gar kein Schade geschehn. — Ein andres Mal hatte die Frau wieder Sorgen um die Aus- und Abgaben und sagte: im vorigen

Zahr hatten wir so viel und brauchten so viel, es ist ja unmöglich auszukommen! Da antwortete Holtz: was heißt das unmöglich? Wenn diese Ausgaben nöthig sind, so wird der Herr auch die Mittel dazu geben! In seiner letzten Krankheit, schreibt die Frau nach obigen Mittheilungen, als er mir alles vorhandene Geld übergab, sagte er mit seinem unbeschreiblich lieben Lächeln: siehst du, wir kommen doch aus, da ist genug! O ja, wir kamen aus. Alle Kosten seiner Krankheit und Beerdigung, es ist Alles gedeckt. — — Wir mögen hier übrigens mit Dank gegen Gott erkennen, wie christliche Eheleute einander ergänzen und helfen. Einmal in den frühern Jahren, als die Frau ihn sich so abringen und abmühen sah bei der Meditation zur Predigt, wagte sie es ihm in seine heilige Arbeit hinein zu sagen: mühe dich nicht so ab, lege dich nun zu Bette, der Herr giebt den Seinen schlafend! — Wie ward mir — schreibt sie — als in den Tagen seines letzten Erdenkampfes er mir sagte, wie sehr jenes Wort ihn damals gestärkt habe, und als er mir in seinen Todesmühen noch so freundlich dafür dankte! Er soll auch Dank haben in Ewigkeit für seine Ermahnungen an mich! — —

Wie lieblich waren die Hüße dieses Boten des Wortes Gottes! Welch ein gesegneter Dienst war sein Dienst an dem reichen Worte des Herrn. In sein Leben im Aunte und Hause kann uns zeigen, über welch ein selig Wort wir zu Hütern gesetzt sind und wie es nur darauf ankommt lebendig zu schöpfen aus dem Heilsbrunnen, um Aunt und Haus zu zieren mit himmlischem Schmuck! — Hat Holtz's Lebenskraft in 19 jähriger treuer Arbeit

sich soweit aufgezehrt, daß ihm für seine noch übrige Lebenszeit außerordentliche Heilmittel nöthig wurden, so ist ja damit das Schönste des Menschenlebens geschehn, daß es zu einem lebendigen und gottwohlgefälligen Opfer geworden ist.

Sechs Jahr vor der Zeit des umstehend mitgetheilten herrlichen Briefes an die kranke Verwandte, im März des Jahres 1850, fuhr Holst in einem kleinen Schlitten nach Dorpat und kutschte selbst. Die Frühlingssonne schien warm, er öffnete den Pelz und bekam wieder die Grippe. Sie ließ ihm abermals einen Schaden in der Brust zurück. Allen, die ihn sahen, war es klar, daß er einer gründlichen Erholung bedurfte. Sein Husten war sehr empfindlich, seine Nerven waren krank. Und nun war für ihn die Zeit gekommen, wo er in besonderem Maß die Liebe ernten sollte, die aus seiner Glaubensaussaet hervorgesprossen war. Im April ward ihm von einem befreundeten Eingepfarrten eröffnet, daß eine Summe zusammengelegt sei, um ihm eine Reise ins Ausland zur Herstellung seiner Gesundheit zu ermöglichen. Während man um einen Paß für ihn einkam, hielt Holst noch eine große Confirmandenlehre. Aber der Paß ward verweigert, wie es denn damals überhaupt schwer war, Pässe ins Ausland zu erhalten. Um doch etwas für seine Gesundheit zu thun, reiste Holst nach Helsingfors und wollte dort eine Kur gebrauchen.

Damit nimmt sein Leben eine andere Gestalt an, es wird ein Leben in der Krankheit, die sich nun trotz der angewendeten Heilmittel immer mehr entwickelte.

Es fallen in die nun beginnenden letzten 10 Jahre seines Lebens zwei Reisen in das Ausland bis nach Rom und Neapel, deren Beschreibung in seinen Briefen in das ernste und heitere Leben unseres Freundes einen so anmuthigen und erbauenden Blick thun läßt, daß wir uns seinen Briefen zuwenden und in den folgenden Abschnitten nur gelegentlich erzählen, was noch zu seinem amtlichen und häuslichen Leben gehört.



Drittes Capitel.

**Das Leben in der Krankheit.**

Wir wissen schon, daß wir hier vielmehr zu erwarten haben als einen Krankheitsbericht. Doch ist es die Zeit des Krankseins unseres Freundes. Aber in dieser Krankheit war es ihm beschieden die mannigfaltigsten und herrlichsten Bilder im Gebiete der Natur und Kunst zu schauen und namentlich bei den erstern seine lebendige Anschauungs- und Darstellungsgabe in Briefen an die Seinen niederzulegen. Daher haben wir hier viel reicheres Material als im vorigen Abschnitt und können uns dieses Lebens trotz der Krankheit recht unmittelbar freuen. In der That, dieser Kranke hatte mehr und gesunderes Leben in sich als viele Gesunde unserer Tage, denn in ihm war noch ursprüngliche Kindlichkeit und Geistesfrische und auch die Gesundheit des wiedergeborenen Kindes Gottes. Seines Lebens Entwicklung ward immer reicher, je mehr sein Leben zeitlich abnahm, und am Reichsten in den Tagen, wo es sich anschickte zum letzten Athemzuge, der so viele Reiche zu den ärmsten Bettlern macht! Es wird uns schwer Holst's Briefe nicht vollständig mittheilen zu können, weil das diese Blätter zu sehr vermehren würde. Wir müssen uns auf das Wichtigste beschränken, auf dasjenige, woran wir des Freundes eigenthümliches Wesen am Lebendigsten erkennen.

In Begleitung seiner Frau reiste er im Juni 1850 nach Abo. Bald blieb sie am Ufer zurück und sah ihn nach, wie er Abends auf dem Dampfschiff sich hinübertragen ließ nach Helsingfors, beide nicht ahnend wie lang diese Trennung werden sollte. „Es war mir schwer, mein liebes Weib, schreibt er im ersten Brief, Dich so allein am Ufer zurückbleiben zu sehn und dann noch zwei Tage heimreisend zu denken. Auf dem Schiffe fand ich eine bunte Gesellschaft: Deutsche, Russen, Schweden, Polen, Franzosen, Armenier. Das Schiff glitt rasch und leicht, 28 Werst die Stund, durch die spiegelglatte Meeresfläche hin. Wenn man etwa auf der Mitte der Fahrt die estländische Küste schwinden sieht, beginnt auf der andern Seite alsbald die finnische Küste sich zu zeigen. Trotz der Schönheit des Salons waren doch alle Passagiere lieber auf dem Verdeck. Um 3 1/2 Uhr Morgens 3 Kanonenschüsse vom Felsen pompös beantwortet. Das Schiff fuhr an Sveaborg vorbei und durch den natürlichen engen Felsenthortweg in den Golf hinein. Das Auge hatte Kurzweil genug. Die Stadt präsentirt sich glänzend. Um 4 Uhr im Societätshuset, dann die 44 Stufen der imposanten Prachttreppe hinan und die neue Kirche flüchtig angesehen. — Helsingfors ist nicht so baum- und blätterlos, wie man es ausschreit. Von einem Felsen aus gab es schöne Aussicht auf die Stadt und Stären. Alsdann ins Brunnenhaus um mich als Gurgast dem Dr. Prof. L. vorzustellen. Ich soll 14 Tage nur Krähnchen trinken und von 3 bis zu 7 Bechern steigen. Außerdem bin ich ganz Herr meiner Zeit.“

Als Holst sich am 20. Juni a. St. von unten die Apostelstatuen auf dem Kirchendach ansah, kam der Archiater (der älteste und erste Arzt) und brachte ihn in die Kirche, wo ein Tischlermeister mit 30 Gefellen und Burschen am Gestühle arbeitete. Theils ward polirt, theils gehobelt, theils gezimmert und die eleganten Hängen und Schlösser angelegt. — Ausnehmend geschmackvoll ist die Orgel gebaut in Hufeisenform von einem Meister aus Württemberg, der auch die Orgel in der Olafkirche in Reval gebaut hat. Das Altarbild fehlt noch, die Einfassung dazu ist aber schon da, sehr hübsch von der Hand eines Finnländers gearbeitet. Die finnländische Regierung, der diese kostbare Kirche schon eine Million Bankorubel kostet, sendet alljährlich zwei Handwerker auf ihre Kosten ins Ausland, damit sie dort wahre Meister werden und in Finnland die guten lehrhaftigen Meister nicht ausgehn. Dann zeigte mir der Archiater die noch in hölzernen Kisten stehenden zwei knieenden bronzenen und vergoldeten Cherubim, welche auf hohen Postamenten zu beiden Seiten des Altars stehen sollen. Die drei Glocken, welche, in Terzen gestimmt, einen köstlichen Ton haben sollen, sind in Stockholm gegossen und kosten 6000 Rubel Silb. Die bronzenen Apostel kosten, in Berlin nach Thorwaldsen gegossen, ohne Transport 12000 preuß. Thaler. Inwendig gefiel mir die Kirche besser als von außen; die gothische Form, die mit ihren Spitzbogen und Gewölben so sichtlich gen Himmel strebt, wird den rechten Abendländer immer mehr ansprechen, weil sie sein Wesen besser ausdrückt, als die Kuppel, die in objectiver und doch gedrückter Form nur den Himmel abbildet, bezeich-

nend für das objective starre Wesen des Orients. Auch liegt in der Spitzform etwas das Streben des Menschen Idealisirendes, während die Kuppel — wie prächtig auch — doch immer neben ihrer Idee kleinlich erscheint. Ein hochragender Kegel lockte mich eines Tages zum Spaziergang nach der Petersburger Seite hin. Ich wollte den Kegel ersteigen. Man kann dies ohne Gefahr, weil die Felsen meist Kümmeckuchenartig sich übereinanderschichten und nur selten die imposantere und steilere Gestalt eines Franzbrods annehmen. Solch ein Franzbrod, das die Gegend beherrscht, weil es oben über vielen flachgeschichteten Kümmeckuchen liegt, erstieg ich. Aber die Expedition bedurfte einiger Pausen, weil ich, wenn ich dem Kegel nahe zu sein glaubte, wieder ein neues Felsenthal hinunter und wieder hinauf zu steigen und dabei die morastigen und nassen Stellen zu vermeiden hatte. Es bilden sich nämlich vom Regenwasser in den Felsvertiefungen Cisternen oder wasserhaltige Stellen, die, soweit sie nicht verdunsten, mit Moos und Schlamm verwachsen und Gras und Bäumen Nahrung geben. Die größern Schluchten bilden auf diese Art Viehweiden, bald mehr bald weniger naß und morastig. Sie sind mit Gebüsch und Bäumen bewachsen, die aber nicht hoch werden. Die Aussicht war auf der Höhe am Schönsten, ein Panorama über ein weites Wellenmeer von Granit, über das wirkliche Meer, die Stadt und nach der Aboschen Seite auf dichten Tannenwald.

„Statuden, d. h. eine felsige Insel, zu der eine Brücke führt, ist der Boden, auf dem der älteste Theil der Stadt Helsingfors liegt. Krumme, enge Straßen,

erbärmliche Holzkisten, schief und haufällig, mit Rasen gedeckt, der Gras liefert. Die Häuser, wie überhaupt im Norden, besonders Schweden, blutroth angestrichen. Ein starker Sturm könnte sie umwerfen. Ein merkwürdiger Gegensatz zu dem neuen Helsingfors. Freilich kann man fragen, wo mehr wahres Glück wohnt, in den alten Hütten oder in den neuen Palästen.

Den 29. Juni Abends freute ich mich auf dem Spaziergang nach der St. Petersburgschen Straße der abwechselnden Ansichten von großer Lieblichkeit. Es war ein wundervolles, fast italienisches Licht ausgegossen. Das Meer zwischen vielen bewaldeten, zum Theil felsig aufsteigenden Inseln landseenartig sich hinziehend, dunkelblau; in der Ferne die Gegenstände in zauberischen Düst gehüllt, der wie ein zarter Schleier sich auch über die ferneren Prachtgebäude der Stadt und über die niedlichen Villa's der Inseln lagerte, ein köstlicher Anblick!

Aber — es herrscht ein kalter Ton hier. Es wird schwedisch, russisch und französisch gesprochen. Im deutschen Ems wäre wohl mehr geistiger Verkehr gewesen!

Am Abend des genannten Tages ging Holst auf die Post, um wo möglich Briefe von den Seinen in Empfang zu nehmen. Statt dessen „du lieber Gott, mein Paß ins Ausland“. Er war auf besondere Verwendung dennoch ausgefertigt, nach Riga angekommen und ward mir von da zugesandt, damit ich von hier gerade nach Deutschland reisen könne. — „Welche Gefühle mich bestürmten, mein theures Weib, kannst Du Dir wohl denken. Zuerst war ich wie angedonnert, dann

mißvergüügt. Ein Spaziergang brachte aber den Entschluß zur Reise gleich übermorgen per Dampfschiff über Stockholm nach Lübeck zu gehn. Möchtest Du Dich ruhig fassen. Traure nicht und zürne mir nicht, das würde die so unvorbereitete, nach Raum und Zeit weite Trennung mir zu schwer machen. In der ganzen ausländischen Reiseangelegenheit bin ich ein willenlos Gefäß in der Hand des Herrn gewesen. Die Reise ward mir angetragen als ich nicht wollte. Als ich wiederum wollte, waren die Hoffnungen zu Wasser geworden; als ich nun zum zweiten Mal nicht wollte, standen neue Ausichten, Wege und Mittel da, welche keinen Zweifel übrigließen. Als ich in Folge dessen wiederum wollte und zuversichtlich hoffte, zersprang Alles wie eine Seifenblase, und als ich nun zum dritten Mal nicht wollte und meine Kränklichkeit in Helsingfors zu überwinden suchte, da ward mir harmlosem Spaziergänger der Reisepaß doch wie ein Netz über den Kopf geworfen. Soll ich nun den Paß zurückschicken, um vielleicht künftig Jahr alle die Gemüthsbewegungen von a) Abschied und Trennung, b) Warten in Ungewißheit, c) Anklopfen und Bitten bei Propst und Amtsbrüdern, und um ferner außer diesen zehrenden Gemüthsbewegungen noch viel Kostenaufwand an Zeit und an Geld (Attestate, Urlaub) auf ein abermals ungewisses Ziel zu setzen? Nein, ich denke, mein guter Herr undhirt weiß wohl, warum er mich so hin und her geworfen hat. Ich hab's nicht gesucht, habe mich in seineu Willen jedes Mal ergeben. — Er kann es nun beantworten! Und er ist mein Arzt. Gegen die Meinung aller andern Aerzte schickt er mich später als gewöhnlich

nach Ems. Aber er weiß auch wohl, wozu dies Helfsingforscher Intermezzo gut war; ich weiß nur so viel, daß ich sogar meinen stehenden Morgenhusten bis auf ein kaum zu veranschlagendes Minimum verloren habe. Nun aber sollte erst der heiße Kesselbrunnen folgen, der viel mehr auf die Haut wirkt und den die Aerzte hier mich immer noch nicht wollten anfangen lassen des hiesigen rauhen und windigen Klima's wegen, welches leicht Erkältungen hervorbringt. — Aber, wenn also dieses Jahr ins Ausland, warum nicht über Reval, Fellin, Riga, um die Meinigen noch einmal zu begrüßen? Warum von hier aus ohne Abschied? Dies die zweite Frage, hier die Antwort: 1) Der Arzt will nicht die weite, beschwerliche und mancherlei Gemüthsbewegung bringende Landreise; 2) er sei ich von hier direct, so bin ich am 8. Juli, wo ich erst von Riga abreisen könnte, schon über Lübeck hinaus. Der Abschied von Euch ist jetzt auch schon überwunden, nur die länger dauernde Trennung ist auszuhalten; 3) ich profitire also an Zeit, an Geld (von hier bis Lübeck 24 Rbl.), ich profitire die längere und interessantere See- reise (Stockholm).“

Nachdem Holst so auf das Gewissenhafteste Alles erwogen, wendet er sich ganz an die Seinen: „Der Herr, dessen Hand so wunderbar waltet, beschwichtige Dein Herz, liebes Weib. Schreibe mir sogleich nach Ems. Du aber, mein erstgeborner Sohn, ich hoffe Dich zu mir herüber nach Helfsingfors kommen zu lassen. Bist Du etwa mit Dntel Schmidt schon abgereist, wenn dieser Brief antommt, so segne Dich Gott auf der Reise. Bist Du aber noch zu Hause, dann richte Dich darnach, was der

lieben Mutter wohlthut. Es könnte sein, daß sie jetzt Deiner als einer Stütze bedarf. Dann bleibe bei ihr und tritt nicht in Deines landesflüchtigen Vaters lose Fußstapfen! Es sei Dein Stolz, Deine Freude und — Dein zukünftiger Segen bei ihr zu bleiben in ihrer Einsamkeit. Die Reise und das Geld sollen Dir in der Zukunft nicht entgehn. Gott segne und behüte Dich! —

Und Du, meine liebe Margot, sei doch jetzt Mutter recht zur Freude! Arbeite mit Gebet und ununterbrochener Aufmerksamkeit gegen Deine Fehler, so wird Gott gnädig Dein Wachen und Kämpfen mit Sieg segnen.

Mathias, Herrmann, Conrad, meine lieben Söhne, zankt nicht so viel mit einander, denkt doch daran, daß Ihr Brüder seid, die sich einander beschützen, liebevoll und nachsichtig vergeben und tragen müssen. Vor allen Dingen seid wahrhaftig und aufrichtig, daß man Euch aufs Wort glauben kann, liebet die Wahrheit und hasset alle Unwahrheit, laßt Euch von Niemandem, auch von Euren eignen bösen Herzen nicht zu etwas Bösem, heimlich verstecktem Wesen und Treiben verleiten. Betet täglich von Herzen.

Und Ihr, meine drei lieben süßen Kleinen! Ihr sitzt dem Herrn Jesu noch ganz im Schooß, ich grüße und segne Euch.

Ihr Alle aber, Mutter und Kinder, betet mit einander täglich einfältiglich, hört Ihr, täglich für mich, damit ich gewiß wisse, daß ich in Euer Gebet eingewickelt bin. Das wird mir großen Muth und freudige Zuversicht geben, denn der Herr handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, sondern den Glauben sieht er an und

rechnet den zur Gerechtigkeit. Die im Glauben beten, sind Gerechte und der Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. So will ich im Gebet meines Glaubens Euch tragen unversehrt immerdar; und unser Hoherpriester und Hirt trägt uns Alle und wird uns im Spätherbst ein fröhlich Wiedersehen schenken.“

Nach den nöthigen Besorgungen ging Holst am 1. Juli alten Styls bis Abends 11 Uhr in der schönen warmen Sommernacht an Bord des Storfürsten und zu Bett. Am 2. Juli Morgens weckte ihn ein Kanonenschuß und das Rauschen des Wassers. Er stieg eilig aufs Verdeck, betrachtete sich die schöne Stadt, an Sveaborg vorbei und immer weiter ging's zwischen den Skären hin. Bisweilen tritt das Land fern, meist aber fährt man wie auf einem, stets seine Gestalt verändernden, oft von allen Seiten von vielen großen und kleinen Inseln (lauter bewaldeten Felsbügeln) eingeschlossenen Landsee, der oft sich schlängelnde Buchten zeigt, welche neue Schönheiten ahnen lassen, oft fährt man zu halben Stunden wie auf einem schönen Fluß von beiden Seiten von steilen oder allmählig aufsteigenden bewaldeten (Nadelholz, Birken, Eiern, Eichen) Felsufeln eingeschlossen, denen man bisweilen so nahe kommt, daß man mit einer Stange die Bäume erreichen könnte. — Nicht lange, da mehrten sich die Villen, Abo ward sichtbar mit seiner hohen Sternwarte, wir liefen an den vortrefflichen Schiffswerften vorbei, in den Fluß Aura ein, und gaben drei Kanonenschüsse, die das Echo schön beantwortete. Vom Societätshuset aus auf den Berg der Sternwarte mit Aussicht auf die Stadt und auf das wie ein schmaler Fluß erscheinende Meer!

Am 3. Juli, nach Bezahlung einer ziemlich theuern Beche und nochmaliger Besichtigung der Menagerie im Hofe des Wirths, der ein großer „Viehfreund“ (ein gewaltiger schöner ungarischer Hund, schöne braune inländische Hunde, Perlhühner, Pfauen, australische Enten und zwei große Adler), auf den pompösen neuen „Menschifof“, der nach Stockholm bringt. Das ist eine Pracht und ein Comfort! Reisegesellschaft aus Elberfeld, Württemberg, Moskau, Finnland und Schweden. Die Fahrt, bei schönem Wetter zuerst reizend, hernach leerer, an den ziemlich dünnen Mands-Inseln vorüber, dann wieder malerisch an Schwedens Küsten. Bei der kleinen schwedischen Festung Weirholm zuerst schwedisches Militär in Helmen und Waffenröcken. Am 4. Juli Stockholm! Der Meeresarm geht flußartig in die Stadt hinein, die von beiden Seiten ansteigend sich stattlich präsentirt. Das königliche Schloß zeigt sich einfach und schön. Ich bin ganz wie gesund und glücklich! Stockholm ist eine herrliche Stadt! Meist freilich enge Straßen, aber sie sind gut gepflastert, hohe edle Häuser, schöne Plätze, viele Prachtgebäude, aber auch sie in einfach edlem Styl, und diese köstlichen Meeresarme voll mit Rähnen und Schiffen, großen und kleinen Dampfböten; schöne Felsen, welche die Stadttheile tragen, herrliche Fernsichten mit schönen Villen geziert. Sämmtliche Ruderböte (viel häufiger wird mit Räderwerk gerudert als mit Rudern) nur von Weibern oder Mädchen in der hübschen schwedischen Nationaltracht geführt; billige Fahrt. Das fahrende Publicum meist lesend. Man sieht wenige Lohnkutscher, die Böte vertreten deren Stelle. Das Ruderhaus mit Gustav Adolph's

Statue, die Niderholmskirche mit schönem Thurm, hohe und schlanke Spitze von Guss Eisen, durchbrochene Arbeit, durchsichtiges mächtiges Eisengewinde. Nachdem ich das von außen besah, machte ich einen Solospaziergang um das Schloß herum. Superbe! Schöne Brücke über den Strom, der aus dem Mälar in's Meer fließt. Von dieser Brücke stieg ich auf breiter Granittreppe auf das sogenannte Parterre, einen mit Pyramidenpappeln und schönen Bäumen und Sträuchern bepflanzten Platz, vom Strom unspült. Hier traf ich einen Mann im Priestertragen mit seiner Frau. Ich frage: sprechen Sie deutsch, mein Herr? O ja. So können Sie mir wohl sagen, wo hier der Prediger der deutschen Gemeinde wohnt und wie er heißt? Mit Vergnügen, denn ich bin es selbst und heiße Rothlieb, auch irre ich mich wohl nicht, wenn ich in Ihnen einen lieben Amtsbruder begrüße! — Nun, das war wieder ein freundlich Zeichen vom Leiter meiner Wege. Mit größter Freundlichkeit ward ich von Rothlieb's aufgenommen und zu den Sehenswürdigkeiten geleitet.

Byström's Villa. Byström, ein schwedischer Bildhauer, hat sie im pompejischen Styl erbaut und angeziert. Schöne Bildwerke aus kararischem Marmor, von seiner eignen Hand; schöne Vasen aus schwedischem Porphyr; die Wände allerliebft bemalt; schöne Ausichten aus allen Fenstern und von den Balcons. Eins der schönsten Stücke ist die in Hautreliefs um die Kuppel eines Zimmers herumlaufende Apotheose Karl Joh. XIV. (Bernadotte's). Die Fülle und der Ausdruck der zahlreichen Gestalten sehr lebendig. Zunächst dem Lorbeer-

bekränzten König die 9 Musen, allegorische Darstellungen des Sieges, Ruhmes, Familienglücks, der Industrie, des Handels, Ackerbaus, der Künste und Wissenschaften.

Niderholm dient nicht als Kirche, sondern als Raum zur Aufbewahrung der geheiligten Antiquitäten. Zu beiden Seiten, im Schiff der Kirche, sitzen zu Ross die alten schwedischen Könige alle, d. h. ihre ausgefüllten Rüstungen. Die Gustav Adolph's ist golden. Karl IX. hat einen Schild, ein Kunstwerk von Benvenuto Cellini, eine Schlacht darstellend. Christian der Tyrann ist bei Seite gestellt. Nothlieb zeigte mir den Markt, auf dem er das große Blutbad anrichten und auch Wasa's Vater ermorden ließ. Das Blut hat dort geströmt; ein hohes Siebelhaus steht noch aus jener Zeit.

In's Gewölbe zu den Särgen der Könige. Da fesselten mich am Längsten Gustav Adolph's, Karl's XII. und Karl Johann's XIV. Säрге. In einem gläsernen Kasten sämtliche blutbefleckte und kugeldurchbohrte Kleidungsstücke Gustav Adolph's und Karl's XII.

Den schönen Plan über den Trollhätta nach Kopenhagen und Lübeck zu gehn, mußte Holst aufgeben, weil alle Plätze besetzt waren. So brachte er am 6. Juli seine Sachen auf den „Svithiod“ und war bis zum Abgang des Schiffes bei Nothlieb, der ihm seine Kirchenbücher zeigte. Diese sind viel ausführlicher als die livländischen. Ueberhaupt sind die Pastoren in Schweden mehr Communalbeamte, da ja der geistliche Stand auf dem Reichstag repräsentirt wird, und nirgend so sehr, als in Schweden, Staat und Kirche mit einander amalgamirt sind.

Bald nach 2 Uhr dampften wir davon und das herrliche Stockholm war bald bei dem sich windenden Fahrwasser hinter Berg und Fels verschwunden. Uebermals liebliche Ausichten auf Inseln und Buchten. Bei Calmar ward angelegt. Sonderbare mit 5 Rippeln versehene Kirche, die ein schönes Altarbild, die Kreuzabnahme von Tischbein, aufzuweisen hat. — Bei frischem Winde und tüchtigem Geschaufel stand ich vorn am Schnabel des Schiffes um das Tauchen recht zu genießen, bis mich eine tüchtige Spritzdouche gewaltsam vertrieb. Stadt nur vom Schiffe aus gesehn.

Am 9. Juli Sonntag 11 Uhr in Travemünde. Hier jener Pavillon auf der Sandhöhe, wo ich vor 19 Jahren den Verlust meiner Geldtase entdeckte. Wie verändert! Nun so hübsch belaubt, die jungen Aaleen schattig herangewachsen. Um 1¼ Uhr in Lübeck, um 5 Uhr in der Diligence nach Hamburg abgereist. Der Weg ging durch holsteinisches Gebiet, fruchtbare Gegenden, lachend und freundlich, wie Livland, wo es am Schönsten ist. Rosenbäume voll Blüthen an den Thüren der Wohnhäuser. Bei Mondschein ging's durch Wandsebeck. Der niedrige Thurm mit gewaltig hoher Spitze erinnert an Claudius einfachen Styl mit seiner erhabenen Tendenz!

Hamburg ist herrlich erstanden aus der Asche von 1842. Der Jungfernstieg mit seinen tausend Gaslichtern, die sich in dem Wasser spiegeln, Gesang, Musik, es ist wie ein Märchen. Edle 4—5 stockige Häuser. Trottoir aus Asphalt, stellenweise 22 Schritt breit. Schöne Wal-

halla, ein gläsernes Gebäude für Musik, prachtvolle Läden.

Bei Hamburg das rauhe Haus. Aus einem Senfkorn ist da ein Baum geworden! — Wird der Baum bleiben?

Nun zum ersten Mal die Eisenbahn. In Cöln sah Holst den Dom „wie ein tiefes Wunder, das man nicht ergründen kann.“ — Am 15. Juni war Holst aus Fellen gereist. Am 15. Juli traf er in Ems ein und fand nach mancher Mühe unter den theuern Quartieren ein billigeres in „der grünen Laube“. — Seinen Freund den Dr. Carlblom fand er hier vor und eine liebe Landsmännin Frau v. D., die beide viel dazu beitrugen, daß es ihm wohl zu Muthe war in Ems. — Unter den wogenden Curgästen bemerkte er bald einen Mann, der aufmerksam der Musik zuhörte. „Es war — ich traute meinen Augen kaum — Sartorius. Man hört seinem Sprechen und dem asthmatischen Pfeifen in der Brust wohl an, was ihn hergebracht hat. Er trat mir für diesen Tag seinen Mittagstisch im Hotel Sutenberg ab, da er heute nach Nassau fuhr. In die Kirche ging ich nach Dorf Ems. Die gutvorgetragene Predigt fand ich zu meiner Ueberraschung viel schlechter als die meinigen, denn es war eine rationalistische Antiquität von lauter Bruderliebe, die jeden Mann, der einmal ein gutes Werk gethan, in den Himmel bringt. Beim Hinausgehen äußerte sich eine seidene Familie äußerst befriedigt.“

Der Arzt empfahl die ersten drei Tage zwei Glas Kesselbrunnen, Abends ein Glas Kränchen, wenig Essen, viel Bewegung ohne heftige Anstrengung, gymnastische

Ausdehnung der Brust. Die herrlichen Umgebungen von Ems forderten ohnedies zu weiten Spaziergängen auf. Im Lahncker Forsthaus, wohin ein schöner, von Buchen beschatteter Weg führte, und von wo man die herrlichste Aussicht auf Nassau's gesegnete Berge und Thäler hat, hat unser Freund oft geseffen und gelesen, geschrieben und dazwischen wieder ausgehauet. Dann ist er auf den mannigfaltigen Spaziergängen, „deren Unterhaltung Tausende kosten müssen“ Abends in seine Wohnung heimgekehrt und hat sich unterwegs oft der kleinen, von zwei Eseln gezogenen Wagen gefreut. Mit dem ersten Brief von seiner Frau, den er, wegen seiner plötzlichen Abreise aus Helsingfors, sehnlich erwartet hatte und nun in Ems empfang, eilte er von der Post nach Hause, betete um Kraft jede Nachricht ruhig ertragen zu können und las nun mit dem frohesten, dankbarsten Herzen die vielen ausgezeichnet guten Nachrichten, die derselbe enthielt. „Nichts was mich betrüben oder verstimmen konnte.“

Am folgenden Tage schrieb er: „Da sitze ich nun wieder ganz beglückt in meinem Bellevue, dem Forsthaufe von Lahnstein, wo es so schön und so lieblich still ist, daß ich mich gar zu gern aus der lebendigen, wandernden Garderobe, die sich Ems nennt, hierher zurückziehe. Dort machen sie, besonders Nachmittags, ihre Leiber zu Kleiderknaggen und ihre Köpfe zu Locken- und Haubentstöcken.“ — „Warum wohl die erwarteten Briefe aus Helsingfors, und aus Wiesbaden von Bruder Leopold (dieser befand sich zu derselben Zeit mit seiner Tochter in jenem Bade) nicht kommen? Vielleicht geht es ganz natürlich zu. Es sind viele Tausend Fremde hier und

nur Ein junger Mensch, der Alles besorgt und weiter keine Hilfe dabei hat als zwei große, eingerissene Löcher unter jeder Achselhöhle seines Rocks, durch welche, als durch zwei Ventile, bei jeder Hebung und Senkung der Arme ihm kühlende Zugluft zuströmt. Ich weiß sonst keinen Grund, warum er sie sich schon seit mehreren Tagen nicht zuslicken läßt. Da mag vielleicht mancher Brief unbeachtet liegen bleiben.

Sehr freut mich, schreibt er als Erwiderung auf die Nachrichten von Hause, die Theilnahme meiner Gemeinde an dem Glück meiner Reise. Es ist nicht zu sagen, wie schön der Herr Alles gemacht hat. Es ist auch im Geringssten nicht zu spät, obgleich ich der 4006te Gurgast bin. Viele werden noch erst erwartet. Es macht mir nur Sorge, daß ich noch gar keinen Ueberdruß am Lostreiber- und Faulenzlerleben, noch keinen Trieb zu regelmäßiger Amtsthätigkeit zurückempfinde, wie es doch sonst nach 4—5-wöchentlichen Ferienfahrten zu sein pflegte. Betet, daß der Herr nicht nur die köstliche, leibliche Genesung, sondern auch Arbeitslust und freundige Salbung mir verleihe, um die Hand wieder an den Pflug zu legen.“

Seine weiten Spaziergänge führen fort wohlthätig zu wirken. Das Stammschloß der Dranien, besonders aber Stolzenfels veranlaßten ihn zu lebendigen Betrachtungen und Schilderungen. „Wie in Stolzenfels Natur, Kunst und lebendiges Menschentreiben ineinandergreifen! Das Schloß selbst liegt kaum auf dem ersten Drittheil der ganzen, grünen Gebirgshöhe, welche hier in den Rhein sich heruntersenkt. Auf dem grünen, hochansteigenden Grunde mit feinen Fels- und Baumpartien hebt sich

das mauergelbe Schloß ebenso imponant als lieblich hervor, gothisch gebaut, mit sehr vielen, theils abgeplatteten, theils spizen, schlanken Thürmen, Hallen, Bogengängen, die von einem Thurm zum andern in schwindelnder Höhe, aber mit gutem Eisengeländer führen; viele der gelben Mauern mit undurchdringlich dichtem dunkelgrünen Epheuteppich von oben bis unten bedeckt. Eine bequeme, vortreffliche Chaussee führt an einem gothischen Kirchlein vorüber, malerisch im Zickzack hinauf. Bald kommt man unter einen stolzen Viaduct, unter dem man zwischen seinen Säulen hingeht um bald darauf über ihn selber wegzuschreiten. Jetzt seht das Auge seine Schwelgerei in doppeltem Maße fort. Diese wundervollen mächtigen Akazien- und Ballnußbäume, diese Sträucher, diese Gruppen! Und nun vollends die Aussicht von den verschiedenen Altanen, Thürmen, Fenstern des Schlosses selbst! Die Pracht, und doch die noble Einfachheit der königlichen Gemächer, und Alles so geistreich angelegt. Der Betstuhl mit seinen farbigen, gothischen Fenstern, die Schlafzimmer des Königs und der Königin, die Familienzimmer mit den einfachen und doch noblen Tischen, das Speisezimmer mit seinen alterthümlichen Stumpen und Geräthschaften, der Rittersaal mit seinen Rüstungen, die historischen Denkwürdigkeiten (Napoleon's Säbel von Waterloo, Blücher's, Murat's Säbel, Andreas Hofer's Messer und Gabel, die Fresko- und andere Gemälde, der vollendete Kölner Dom in Zucker 2 $\frac{1}{2}$  Fuß hoch, Kunsttischlerarbeit u. s. w. Die Aussicht ist einzig in ihrer Art. Natur, Kunst, Gewerbefleiß, Wasser, Fels, Wald, Feld, Wiese, regestes Menschenleben, stille Todtenäcker,

Altes und Ältestes, Neues und Neuestes, Weingärten, historische Denkmäler aus der alten deutschen Kaiser-, ja aus der Römerzeit, unüberwindliche starre Felsenfesten, lachende Blumengärten, Reiter, Fußgänger, große und kleine Equipagen bald mit Elephantenpferden, bald mit Hundten bespannt, träge Frachtschiffe von Pferden mühsam gezogen, brausend eilende Dampfer, alles dieses siehst Du im zauberischen Licht der Abendsonne — rechts die Marienburg hoch in der Luft, links, der furchtbare Ehrenbreitstein und die Stadt Coblenz und weit über Coblenz hinans eine Menge Städte und Dörfer am Rhein, hinter Wiesen und Wallnußbäumen die stolze Lahneck Dir gerade gegenüber!“

Recht gestärkt, aber doch nicht genesen, wie sich bald zeigte, verließ Holst Anfang August Emé, um in Wiesbaden mit seinem geliebten Bruder und Lehrer Leopold v. Holst zusammenzutreffen und noch eine Reise nach Süddeutschland zu machen. „In Wiesbaden sind verführerische Kaufläden. Leopold besah etwas zu genau ein aushängendes Daguerrothpbild. Sogleich stürzte ein räuberischer Opticus auf ihn zu, guckte ihm ins Auge und sagte in großem Redeschwall: mein Herr, sie sehn in der Ferne recht gut, aber in der Nähe schlecht, ohne Brille können Sie weder lesen noch schreiben; Sie sind ein Hämorrhoidalist, müssen sich viel Bewegung machen und dürfen keine Glasbrille mehr brauchen, sondern eine Steinbrille! Gesagt, gethan! Uebervältigt von der Macht dieser Rede, die sein Innerstes von oben bis unten durchschaute, kaufte H. eine Brille für 3 Thaler. Nun sollte ich noch ein Fernrohr oder Mikroskop kaufen, hatte auch wirklich Lust dazu,

stellte viele Proben an, blieb aber doch zweifelhaft und zog mich endlich ganz aus dem Bereiche und Reize seiner Beredsamkeit, um in einer Cigarrenbude doch dem fabelhaften Scharfblick der Wiesbadener zu verfallen. „Sie sind gewiß ein Bruder von dem Herrn, der vorige Woche hier Cigarren gekauft hat, er wohnt im goldenen Kof. (Da wohnte richtig sein Bruder.) — Aber — da der Opticus mich so lange in der Abendühle aufgehhalten hatte, mußte ich am andern Tage wieder viel mehr trächzen, als vorher.

Allein ging Holst von Wiesbaden nach Geisberg. Auf der Straße nach Idstedt sah er die merkwürdige „Trauerweide,“ ein Baum, vielleicht 800 Jahre alt, 3 Mal reichten seine ausgereckten Arme um den Stamm herum. Dieser Stamm ist der Stiel, auf den das Laubwerk in Form eines mächtigen Cylinders aufgesetzt ist. Seine Aeste sind, wie die einer Trauerweide, lang gesenkt, von oben herniedergewachsen. Ein einziges Naturspiel, bewundert von Europäern und Amerikanern, die sich vergeblich bemüht haben aus seiner Saat oder aus Absenkern ähnliche Nachkommen zu gewinnen. Vielleicht giebt der Bau seines Wurzelwerks einst Aufschluß über die Gestalt, die der Baum über der Erde angenommen hat?!

Vom 10. August n. St. schrieb Holst: „Stolzen Muthes, die Tasche umgehängt, im Filzhut prangend zog der Pastor adj. von Fellin, der vor 2 Monaten kaum gappen konnte, mit dem Parapluie in der Hand, wie ein Schwan auf der Fluth dahin. Begegnende Bauern grüßten freundlich und ahnten nicht, welche stille Größe so anspruchlos an ihnen vorüberzog. Ich freute

mich herzlich meines größern Wohlseins und ein am Wege stehendes Crucifix erinnerte mich nicht an Rom, sondern ward mir zum Kirchlein, wo ich herzlich den um sein Geleit anrufen konnte, der für mich am Kreuze hing und der mich wie alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort.“

Aus Frankfurt a. M. beschreibt er eine am 12. (24.) August für 48 Kr. mit angesehene Schlussfeier des „Friedenscongresses“ in der Paulskirche. „Die Gallerien füllten sich und kaum saß ich und starrte die seit 1848 berühmt gewordenen Räume an, so entstand zwischen meinen beiden Nachbarn rechts und links eine Bogenreihe, die mich, der ich das neutrale Land zwischen Beiden bildete, entsezt aufspringen ließ. Dies war also die Introduction zum Friedenscongress in der Paulskirche! Um 10 1/2 Uhr erschien erst der Präsident Dr. Jaup. Die Bänke füllten sich meist mit Engländern (bes. Quäker mit ihren Frauen), Nordamerikanern, Franzosen, verhältnißmäßig wenig Deutsche. Auch waren zwei Schwarze darunter, sehr elegant, und ein nordamerikanischer Indianerhäuptling. Dieser gerade hielt die erste Rede in englischer Sprache, ganz frei, mit viel Würde und natürlichem, nie das Maß überschreitendem Pathos. Oft wurde er von rauschendem Applaus unterbrochen, besonders aber als er am Schluß dem Präsidenten die Friedenspfeife zum Geschenk überreichte. Er war schwarz, enganschließend gekleidet mit breiten goldenen Arm- und Handbändern, eine noble große Gestalt, langes schwarzes Haar, kupferfarbenes Gesicht. Darauf sprach ein Deutscher, Dr. Weil in französischer und Dr. Boden-

siedt, ein Berliner, in englischer Sprache. Lehrtre wurde wegen der politischen Beziehungen seiner Rede vom Präsidenden admonirt. Alsdann sprach Richard Cobden englisch und Emil von Girardin französisch und als Dr. Creizenach mit deutscher Rede großen Beifall geerntet ging ich weg, denn es war mir in dem Feuer der vielen fremden Zungen heiß geworden und selbst die deutsche verstand ich mit Mühe!

Es folgte eine schöne Fußreise durch den Schwarzwald, den herrlichen Schwarzwald. Auf der Höhe des Rölben sieht man Tyroler und Schweizer Schneegebirge, überhaupt beinah die ganze Welt mit Ausnahme Rußlands und einiger Ortschaften, die auf der andern Seite der Erde liegen. Ich stieg hinab in das Simonswalder Thal, auf guter Straße. Da gab es eine Schönheit nach der andern, dabei das Glockengeläute der herrlichen Heerden, das prächtige Laub aller Art, die Formen der Berge, mit grotesken Felsfiguren ausgestaffirt. Ich sang, ich sprang, ich betete und lobte Gott. Aber der Lappen von Paletot bummelte mir heiß auf dem Rücken und ich kehrte, da ich ohnehin schon im Himmelreich war, „zum Engel“ ein.

In Beuggen erlebte er bei dem ehrwürdigen Patriarchen Keller viel schöne Stunden, nahm auch mit ihm 96 Irvingsche Thesen durch, die Jenem eben zugesandt waren.

Ueber Friedrichshafen, Ulm, die rauhe Alp, den Dichtenstein, die Nebelhöhle ging er nach Stuttgart zum Kirchentag. Hier interessirten ihn die Reden von Bethmann-Hollweg, Stahl, Hengstenberg, Julius Müller,

Ulmann, Sander, Krummacher, Kraußold, Wichern, Ahlfeld, Bahrdt, Blunhard, Bühlaff, Dörner, Schmidt, Nielsen (Gen.-sup. aus Schleswig Holstein), und erfreute sich des Zusammentreffens mit mehreren Landsleuten, wie Ulmann (der jetzige Bischof) u. v. Engelhardt.

Hernach, auf der Rückreise, im Saalthale und Jena erfüllten ihn Reminiscenzen von 19½ Jahren zurück. „Alle alten Häuser, Plätze, Gegenden habe ich wiedergefehrt und an die alten Zeiten gedacht. Ich lebe in steter Erinnerung an die unvergeßliche, an Freuden und Kämpfen reiche Vergangenheit. Es ist mir oft als ob jener selige Freund (Schmidt, s. erste Reise) neben mir wandele\*). Besonders auf der kleinen Brücke von Burgau da mußte ich lange stehn, des Verewigten Seele segnen und seinen und meinen Heiland loben.

Auf dieser Reise hatte er keinen Brief, der ihm aus der Heimath kam, aufgemacht, ohne vorher sich und sein Haus dem Herrn zur Disposition gestellt zu haben. Jetzt schrieb er in seinem letzten Briefe von der Reise an die Frau: ich muß mich erkältet haben, mein Husten ist wieder viel stärker. Aber, sage den Kindern: der Vater kommt! führt euch gut, daß ich ihm nichts Uebles von euch zu sagen brauche und betet, daß der Herr und Heiland das Ende der Reise gut mache, wie den Anfang und ein fröhlich Dankfest beim Wiederseh'n uns

---

\*) Dieser nächste und intimste Freund-Holst's, welcher seinetwegen nach Jellin gezogen war, war 1837 im Hause des Bruders Leopold v. Holst gestorben. Holst hat sein seliges Sterben in den evangelischen Blättern von Busch damals sehr anziehend und erbaulich beschrieben.

feiern lasse. Es wird ja das Hoffen und Beten so vieler nicht vergeblich gewesen sein. Er wird mich, da ich die Reise nicht selbst veranlaßt und gewollt habe, einen Segen für Leib und Seele, für Haus und Amt davon haben lassen. Amen, ja Herr, behüte mein Haus, segne auch die Allergeringsten, die auf ihren Seelsorger warten und gieb ihnen in dem Erwarteten einen Prediger, Seelsorger und Hirten und den Meinen einen Hausvater, der seinem Hause wohl vorstehe nach deinem Wohlgefallen.

Wahrscheinlich war Holst in Deutschland nicht genug vor Erkältung gewarnt worden. Im October kam er beim schrecklichsten Wetter im offenen Postwagen in der Heimath an und, da er sich doch recht erfrischt fühlte, begann er sein Amt in gewohnter Weise wieder zu führen. Seine erste deutsche Amtshandlung war aber die Beerdigung seiner eigenen kleinen Tochter Marie. — 1851 wurde das letzte Kind Josepha geboren. 1852 war sein Zustand, namentlich ein Keuchhusten, wobei er den Keuch bis in's Rückenmark hinein fühlte, so arg geworden, daß Jeder sah, so könne es nicht fort dauern. Aber was da werden sollte, wußte man eben so wenig. Im Frühling dieses Jahres gewann Holst einen Gehülfen. Aber auch diese Hülfe half nicht mehr. Der Husten war in der That höchst quälend für ihn und überaus beängstigend auch für Andere anzusehn und anzuhören. Da eröffnete ihm sein alter Hausfreund und Arzt Dr. Carlblom, daß abermals eine bedeutende Collecte veranstaltet sei, um ihn auf 2 Jahre vom Amte loszumachen, damit er in's Ausland, nach Italien, wo möglich nach Egypten gehe. Zum Weihnachtsabend wurde ihm die Summe übergeben, es

war so viel, daß die Frau ihn begleiten konnte. So schwer es war, so war es doch nothwendig, und daß er den Versuch seine Gesundheit wieder zu erlangen so gründlich machen konnte, zeigt welchen Werth diese für seine Freunde hatte. Da nun der Dr. Carlblom verlangte, er solle sich sogleich vom Amte losmachen, so übergab er dieses für die Zeit seiner Abwesenheit seinem Gehülfen und reiste im Januar 1853 mit seiner Frau nach Dorspat. Die Kinder mußten an gute Freunde und Verwandte vertheilt werden, welche sie mit Freuden bei sich aufnahmen. Am 3. April traf sodann der ersehnte Paß ein. Mit letzter Schlittenbahn kehrte Holst mit seiner Frau nach Fellin zurück. Da lag der treue Freund Dr. Carlblom zum Sterben krank danieder an der Brustwassersucht. Holst's Schwiegermutter bezog mit dem jüngsten Kinde ein kleines Quartier, das Holst gemiethet hatte. An sie und die Kinder sind Holst's Briefe von dieser Reise besonders gerichtet. Am 11. April 1853 reisten sie von Fellin ab und Holst war so elend, daß Jeder dachte, die Frau werde allein zurückkehren.

Wir folgen nun den Berichten Holst's von seiner dritten Reise, an denen wir wiederum, trotz des wahrhaften Krankseins und trotz des ernstern Gepräges der Beschreibung, des durchklingenden Pilger- und Abschiedstones eine Lebendigkeit der Anschauung und Empfindung, des Ernstes und Humors wahrnehmen, die uns bezeugt, welche eine Lebenskraft noch in ihm war. Ohne viel Aufenthalt reisten sie nach Emß.

In Berlin, wo sie nur kurze Zeit weilten, fiel Holst beim Betrachten der schönen, seit seiner letzten Anwesen-

heit errichteten Reiterstatue Friedrich's II., vielleicht in Erinnerung an seine philosophischen Arbeiten in Berlin im Jahre 1830, die Stellung sehr auf, die Immanuel Kant angewiesen ist. „Er steht gefährlich gerade unter dem aufgehobenen Schweif des Streitrosses, und somit ist die Philosophie nicht über, sondern unter den Dünger gerathen.“ Die Darstellung der Jungfrau von Orleans im Theater genügte ihm nicht. Er betrachtete indes aufmerksam den König und die Königin von Preußen, den König der Belgier und den Prinzen von Brabant in der königlichen Loge. In dem Ballet *Satanella* tanzte „die Taglioni wie ein Teufelchen, ventre à terre, pieds au ciel. Feenhaft, so daß ich nun wirklich kein Ballet mehr zu sehen brauche.“

Vor 23 Jahren hatte Holst Theremin's und Strauß Predigten gehört, jetzt zogen ihn Lasius und Büchsel in ihre Kirchen! In Erfurt wurden die Reisenden von Frau v. B. und ihrer Schwester N. v. B. sehr freundlich aufgenommen, so wie von Fräulein N. v. S. „Diese Freundinnen haben uns wohl mit unbeschreiblicher Liebe auf Händen getragen, ja sie haben über ihr Vermögen an uns gethan.“ Wie schon in Berlin wirkte das rauhe Wetter nachtheilig, Holst's Rückenmark und sein Husten machten ihm viele Schmerzen. „Mit Freuden hörte ich Wermelskirch's warme, lebendige Predigt. Die Gemeinde macht einen sehr angenehmen Eindruck.“ In raschem Fluge ging's nun an der Wartburg, an Marburg vorbei nach Frankfurt und auf dem Dampfschiff bis Coblenz. Von hier im Zweispänner nach Ems, wo Holst in der bekannten „grünen Laube“ mit Freuden

erkannt und aufgenommen wurde. Der Arzt verordnete bis zum 1. Juli n. St. alle andre Tage warme Bäder, dann Ziegenmilken in Interlaken oder Gastein oder Ischl. Da der Krieg die Aussicht auf Egypten für den Winter zweifelhaft machte, so richteten sich die Gedanken nach Italien oder Madeira. Obwohl Holst die herrliche Gegend in Ems mit der Frau zusammen von Herzen genoß, gleich den ersten Abend „vom Fenster aus entzückt den Mondschein betrachtete, der die Berge zugleich beleuchtete und verschleierte, dem Nachtigallenschlag lauschte“, so ging doch ein viel entschiedeneres Leiden durch alle Genüsse dieser Art hindurch. „Mit mehreren und andern Gedanken, als vor 3 Jahren, ruhte ich jetzt in der lieblichen, schönen Grabkapelle des deutschen Edel-Stein's! Ich habe auch des dahingeshiedenen Freundes Carlblom besonders lebhaft gedacht. Was machen die Freunde in der Heimath? Wie geht es der Gemeinde? ich durchwandte im Geist alle Orte der Heimath, wo meine Lieben wohnen!“ Mac Mulay's Lectüre versetzt ihn in den Fellinschen Leseabend, dessen bloßes Ehrenmitglied er nun sei. Doch schwinde er sich sogleich zum correspondirenden Mitgliede empor durch die Mittheilung an denselben, daß er an Stein's Grabe gestanden und den sehnlichen Wunsch empfunden habe, Gott, der dem Abraham aus den Steinen Kinder erwecken könne, wolle doch aus Deutschlands Kindern viele solche „Steine“ erwecken. Die Berge und Thäler Deutschlands sind so schön, aber es thut weh in den Städten so unverhohlen die Irreligiosität und mannigfache Gottlosigkeit, Frivolität und grandiose Leerheit,

Flachheit und Versunkenheit in die materiellen Interessen zu sehen.

Das Wetter war ungünstig, täglich mußte der feuchten Luft wegen das Zimmer geheizt werden. Nach einem angreifenden Spaziergang durch's Schweizerthal spie Holst Blut. Doch schreibt er gegen die Mitte der Curzeit: „mein Aussehn ist besser, die Kräfte im Ganzen gehoben, der Husten geringer. Der Frühprediger Holst müßte emeritirt werden, der Vor- und Nachmittagsprediger gleichen Namens bedürfte eines Adjuncten zur Schonung seiner Kräfte, der Vesperprediger ist ein munterer Mann, den man ganz gut noch brauchen könnte. Der Erfolg der Bäder erscheint mir zweifelhaft.“ — Von der Mitte der Curzeit an war der Husten wieder trockner, kitzelnder, wieder aus der Herzgrube und wie vom Rückgrath her. Er hatte, auch ohne Husten, täglich gelinde Rückgrathschmerzen. Der Arzt hatte nur zweierlei Trost. Zuerst sagte er: „das ist die Reaction“ und hernach: „erwarten Sie nur die Nachwirkung.“ „Also Reaction mit Nachwirkung soll hinfort der Boden meiner Hoffnung sein! Es thut mir weh, sagen zu müssen, daß, wenn der Kitzelhusten so bleibt, ich mich zum geistlichen und Lehr-Amt für untauglich halten muß.“

Seinen Geburtstag feierten sie noch in Ems. „Wir feierten ihn wie sonst; aber wie viel hatte ich zu sagen von den Thaten des Herrn in diesem meinem Lebensjahre! Nie habe ich so wenig gearbeitet, nie bin ich so reich beschenkt worden, nie habe ich so viel warten, nie so viel aufgeben müssen, als in diesem Lebensjahre, da ich mit einer Ausfahrt nach Eglfiser begann und mit

einem Spaziergang an der Lahn beschloß. An diesem Tage fiel ein 4—5 jähriger Knabe in die Lahn und ward gerettet. Wenige Tage darauf fiel ein 4 jähriger Knabe hinein, ward auch herausgezogen, war aber todt. Wenn in Ems Jemand stirbt, fremd oder einheimisch, so wird die Leiche heimlich, bei nächtlicher Weile, wenn sie kaum kalt geworden ist, hinausgeschafft, weil die Curgäste durch nichts in ihrem Plaisir gestört werden dürfen. Das vermehrt den Degout an dem hiesigen Treiben noch um ein gut Theil!

Als er in einem Brief aus der Heimath gelesen hatte, daß sein jüngster Schwager am 22. Mai promovirt werden sollte, schrieb er mit seinem vortrefflichen Gedächtniß und mit seiner alten Feiterkeit: accurat an demselben Tage, an welchem ich vor 23 Jahren mein Candidatexamen in Dorpat machte und vor lauter Seligkeit meinen Aufwärter so lange prügelte, bis er endlich ganz zufrieden sagte: „nu Jungherrchen, nu is genug!“ —

Ueber Heidelberg, wo nach stärkerer Bewegung er wieder eine halbe Stunde lang reines Blut speien mußte, ging's über Freiburg und Basel durchs Münsterthal nach Bern, wo sie in Gesellschaft der Professorin Henzi aus Dorpat das Alpenglühen sahen, und dann zur Molkencur nach Bönigen am Brienzer See.

Bei der Frau Urfer, einer alten thätigen und freundlich sorgenden Frau, fanden sie für 1 Rubel á Person täglich ein angenehmes Pensionat, hier auch zwei junge Landsleute v. L. und D., die von ihren Reisen in England, Frankreich, Italien und Spanien an demselben behaglichen Heerd ausruhten. Von der Wohnung aus

hatten sie eine schöne Aussicht auf den See und die Berge, besonders den Brienzler Grat. Das Ufer, an dem sie wohnten, steigt allmählig in einer herrlichen Bergwiese auf, und gewährt die mannigfaltigsten Aussichten. Kaum 10 Minuten bergan, so sieht man beide Seen und die sie verbindende Aar, Interlaken, Unterseen. Ein hübscher Spaziergang geht auch, zwei Werst lang, hart am Ufer des See's hin nach dem Gießbach zu. Das Leben entwickelte sich hier zu einem kurzen, aber wohlthuenenden Idyll. Holst war Morgens immer sehr schwach, obgleich der Husten nicht mehr so vom Rücken auszugehen schien. Holst trank sein erstes Glas Molken um 6 Uhr im Bett, dann promenirend nach je 15 Minuten die andern Gläser und — „nach dem letzten wandte ich sanft, wie ein Genius des Friedens, am Gestade des See's. Um 8 oder  $\frac{1}{2}$  9 Uhr wird der Kaffee genossen, wir halten unser gemeinsames Gebet, lesen Fellinsche Predigten \*), kritisiren sie kurz und schreiben einige derselben ab, schwätzen dann mit unsern lieben Landsleuten, nähen Camisöler von feinem Flanell, stopfen wollene Socken, gehen nach Interlaken, rudern zum Gießbach, fahren zum Staubbach, nach Grindelwald oder Mehringen, wie es gerade kommt. Mit unsern zwei Landsleuten haben wir uns so eingelebt, daß die Trennung von ihnen von Tage zu Tage verschoben wird. Das Wetter ist schön, nur bei dem Brienzler Schwingfest war es so schlecht, daß die ganze Livonia sich etwas erkältet hatte.

---

\*) Die eigenen. Er beschäftigte sich mit Herausgabe einer Postille, die nun nach seinem Tode erscheinen wird.

Von einem Herrn, der seiner Lungen wegen in Egypten und Madeira gewesen war, erfuhr ich daß man in Kairo zwei Personen für 15 Francs täglich leben könne, in Madeira die Person 50 Dollars monatlich (1 Dollar = 1 Abl. 25 Kop.). Das ist viel! Das Klima in Madeira sei viel gemäßigter und gleichmäßiger als in Egypten! Aber man kommt bequem nur hin von Southampton in England aus. — In unsern stillen Frieden hinein kam Nachts vom 22. auf den 23. Juli bis zum Morgen ein gewaltiges Wetterleuchten, Donnern und Blitzen und auf 20 Minuten ein furchtbarer Sturm. Um 5 Uhr früh gab es Lärm im Hause. Ich springe ans Fenster. Ein lichterloh brennendes Sopha wird hinausgetragen. Der Speisefalon hatte gebrannt. Jemand hatte Abends sein brennendes Cigarrenende in das hölzerne, mit Sägespänen gefüllte Speibecken geworfen. Dies hatte fortgeglimmt endlich das Speibecken und dann die dünne Bretterwand durchgebrannt. Sobald Luft hinzukam, war die Flamme ausge schlagen, hatte im Augenblick die weißen Gardinen ums ganze Glaszimmer in Flammen gesetzt und das Sopha brannte lichterloh. Da erst ward das Feuer bemerkt und gelöscht. Gott Lob! Hätte der Orkan der Nacht jenes Glinnum angefacht, wir wären kaum mit dem Leben davon gekommen!

Die Livonia hatte in Bönigen so liebe, gute Zeit verlebt, stand in der Urferrei so gut angeschrieben und hing ihrerseits so sehr an derselben, daß der Abschied recht schwer werden mußte. Es wäre freilich so angenehm nicht gewesen, hätten wir uns nicht mit unsern beiden liebenswürdigen Landsleuten so niedlich zu Einer

Familie eingelebt, zu welcher aber auch Emmely Sterchy, die Großtochter der alten trefflichen Urfer mit gehörte. Aber auch abgesehen davon hat uns die anspruchlose Bravheit, Uneigennützigkeit und Freundlichkeit der alten Urfer, dieser noblen, greisen Bauerfrau, das angenehme, muntere und gebildete Wesen ihrer hübschen Entelin, die ländliche Stille und Zurückgezogenheit, die mehr verborgenen und erst allmählig sich erschließenden Reize der Umgebung, das gute Zimmer, der gute Tisch, die noble, billige Bedienung dermaßen gefallen, daß wir allen Landsleuten, die sich vom schönern Interlaken mit seiner Galla, seinem Engländerthum und Staub nicht mögen binden lassen, die Pension Bönigen unbedingt empfehlen.

Am Morgen des 8. (20.) August, als eben die Sachen gepackt waren, trat die Alte mit der geforderten letzten Rechnung in's Zimmer. Beim Anblick der Koffer wurden die Augen ihr klar, sie schlug langsam die Hände zusammen und sagte: o Gott, das sieht traurig aus. Gott weiß, ich möchte euch lange, lange hier behalten? Aber schreiben müßt ihr mir, wie's euch geht und ob der Husten besser worden ist.

In Bern war es, wo Abends 9 Uhr Holst auf dem halbdunkeln Posthose stand, um zu sehen, ob etwa v. L. aus Bönigen unter den ankommenden Passagieren. „Da schallte aus der langen, dunkeln Kutsche ein Ruf herüber, der fast wie mein Name klang. Er ließ mich kalt, denn es war nicht L.'s Stimme und ich mußte mich überhaupt verhört haben. Bald kam im Gedränge ein langes Gesicht auf mich los, nah und näher und immer freundlicher werdend. Ich denke: der Mann hält

mich für einen Bekannten und wird sich sehr irren. Aber — nachdem er mir ganz auf den Pelz gerückt erkenne ich den Oscar v. S., hinter ihm der Harry und sodann Sokolowski. Dies war fast zu viel. Hätte man an mein Gesicht beim Laternenschein daguerrotipirt, so würde die Billigkeit erfordert haben, darunter zu schreiben: er ist nicht so dumm wie er aussieht!“ — Ich brachte die lieben Landsleute in unsern Gasthof und wir freuten uns zusammen. Am andern Tage gingen wir in die Kirche. Die Predigt hielt sich sehr rein von aller christlich-evangelischen Beimischung. Die Orgel war schön und that ihre Pflicht. In Freiburg hörten wir die Königin der Orgeln. 7800 Pfeifen, 64 Register! Posaune, Donner, Orkangebrause, sanfte Flöten-, reine Violin-, Glasharmonikatöne, endlich Menschenstimmen, Baß, Tenor, Alt, Sopran, wahrhaft ergreifend, Gerichts- und Gnadenstimme des jüngsten Tages!

Ueber Bevag, wo sie sich von den Landsleuten trennten, ging's das Gebirge hinan in dichtem kaltem Nebel. Immer Abgründe, immer kälter die Luft, immer öder die Natur. Endlich durch die Gallerieen, es sind wohl sieben. Seitwärts haben diese Tunnels Lichtöffnungen, über deren eine ein Wasserfall donnernd herabstürzt, eine brausende Fenstergardine! Endlich der Schnee. Eine kleine Strecke hinab, da erkannte ich mein Kloster wieder, in welchem ich vor 22 Jahren von den Mönchen als einsamer Fußgänger gastlich bewirthet ward. Damals und jetzt! o wunderbarer Gott.

Rasch ging es nun hinab in die immer wärmer werdende transalpinische Luft. Von Simpeln bis Iselle

im Dunkeln. In Baveno öffnet sich der Blick auf den Lago maggiore. - Wir nahmen ein Boot um über Isola nach Arona zu fahren. Das Wetter war schön, die Beleuchtung der Abendsonne köstlich. Bald auch kam der Mond und wir fuhren über seinen glitzernden Widerschein nahe am lombardischen Ufer hin bis in das mondbeleuchtete Arona. Hier gab es ein echt italienisches Vergnügen. Während die Zollpolizei uns nicht hinauf- und hineinlassen wollte, weil wir zu Boot und bei Nacht gekommen seien (obwohl wir immer in Sardinischen geblieben waren), stritten sich zwei Oberkellner über unsern Besitz mit den ärgsten Schimpfreden und drohend aufgehobenen Fäusten. Unterdeß fuhr die Barke mit einer tauben Reisegefährtin davon und war in Nacht und Nebel verschwunden. Der siegreiche Gastwirth rannte mit uns fort, sie aufzusuchen. Die Bootsleute hatten die Barke weiter unten bei einem milder gesinnten Zöllner ausgeschifft und von dort wurde durch lauter finstere Hintergäßchen unser Gepäc verstohlener Weise ins Hotel gebracht, so daß also dort Alles ganz gut von Statten ging, was an jenem ersten Platz unmöglich war. Dergleichen Scenen sind nicht nach meinem jetzigen Geschmack, aber wir sollten ihrer noch mehrere erleben! Am Morgen hatten wir eine schöne Aussicht über den See hin. Gerade vor mir lag jene stolze schöne lombardische Burg nebst ansehnlichem Städtchen darunter, deren Namen ich vergessen habe. Ebenso rechts nach Sesto Calende hin sieht man alle die Städte und Burgen, hoch zu Berg und tief zu Thal in duftiger Ferne, deren Namen ich nie gewußt habe. Ganz im Vordergrunde schaukelten auf

dem Wellengekräusel friedlich bei einander ein Hund und eine Katze, beide krepirt. Wie oft standen sie im Leben nebeneinander mit Bellen und Puhsten. Ihr Landkrieg hatte im Wasser seinen Friedensabschluß gefunden.

1. (13.) Sept. Eingepfercht mit drei andern Reisenden in die sogenannte Rotunde der Postkutsche, eines echtitalienischen Schwitzkastens von ausgezeichnetem Raumersparniß, worin ich auch den Dr. Ehrhardt aus Rom kennen lernte (der ihn hernach behandelte), ging es nun fort nach Novara. Hier hätten wir nun eigentlich in das Interieur des Wagens kommen müssen. Statt dessen ward dieses von neu hinzugekommenen Parvenues, Vicomtes und Marquis eingenommen und wir sollten nicht einmal in die Rotunde des Hauptwagens hinein. Ich bestand aber mit dem Billet in der Hand auf meinem Recht. Der Postmeister stürzte zurück ins Bureau, las, rechnete — und siehe, wir drei malodotti Tedeschi waren ganz ausgelassen worden in der Passagierliste. Endlich kamen wir in die Rotunde hinein. Nun wollte wieder ein Herr mir den Sitz streitig machen; ich blieb ruhig sitzen, es gab ein fürchterliches Geschrei, bis er endlich einstieg und sich in die Mitte setzte. Im Mondschein fuhren wir durch Vercelli. Gegen Morgen ward angehalten. Der Conducateur des ersten Wagens winkte mir bedeutsam, ich solle herauskommen und ihm folgen. Ich that es in der Meinung jetzt einen bessern Platz zu bekommen. Er öffnete die Hinterthür des zweiten Wagens, eines ganz niederträchtigen Omnibus und bat, ich solle nur auf diese minuti hineinsteigen. Neugierig, was nun werden sollte, that ich es und fand mich bald

in einen Haufen halb gar gekochter Menschheit hineingestopft. Ich fragte einen französisch redenden Passagier, warum man mich wohl von meiner Frau und meinem Plaze getrennt habe. Er sagte: Die Conducteurs sind Schelme und Hunde, sie haben auf den Hauptwagen mehr Passagiere gesetzt als erlaubt ist und nun kommen sie an einem Genäd'arnesposten vorbei, darum haben sie zwei Passagiere des Hauptwagens hierher expedirt. Das war zu arg! Als einmal wieder gehalten wurde, stürzte ich hinaus, die Wuth gab mir eine geläufige französische Zunge, so daß nur wenige estnische Worte sich mit eindrängten, ich fuhr auf den Conducteur los: *signore, quelles betises avez vous fait avec moi, wimane koer, pourquoi* — jetzt fuhr der Esel aber weiter und ich konnte nur froh sein noch wieder in denselben Sülz gekochter Menschheit hineinzukommen, denn ich hatte entfliehen wollen. Nun kam aber bald eine so schlechte Stelle Weges, daß alle Passagiere aussteigen mußten. Rasch stürmte ich meinen alten Plaz im Hauptwagen und sah freudetrunken meine Gattin wieder. Als wir endlich in Alexandria ankamen um mit der Eisenbahn weiter zu fahren, waren wir doch zu spät gekommen, der Zug war fort. Dr. Ehrhardt sagte dem Gastwirth ins Gesicht, daß er die Conducteurs bestechen, damit sie langsam führen und die Gäste bei ihm zu Mittag bleiben müßten. Der antwortete lächelnd: ja, sie kommen jetzt allerdings zu spät an. — Kurz ich war an Seel' und Leib recht voll von den Herrlichkeiten Italiens, aber Dr. Ehrhardt meinte, ärgern dürfte ich mich gar nicht, das sei sehr ungesund! Schön gesagt — schwer gethan! Dann wieder hinein in

eins der tödtlichen, aber langsam fliegenden Geschosse des Menschenfeindes, welche hier Diligencen heißen. Noch 3 Stunden vollständige Pressfreiheit! Aber der Weg nach Genua war köstlich, die Eisenbahnbauten großartig! Endlich lag die stolze, wunderbare Stadt vor uns, hochaufsteigend bis ins Gebirge hinein, mit Mauern und Kastellen bekränzt, mit Leuchthürmen, Kirchen und Palästen geziert. Am 2. Sept. waren wir 6 Uhr Abends im Hotel Feder! Diese Erlebnisse beim Eintritt in Italien erinnerten Holtz jetzt wie das erste Mal vor 22 Jahren an den Pyrrhus und er ruft siegreich im Hotel Feder angelangt aus: Ein Sieg! aber noch ein solcher Sieg und ich bin verloren!

Die herrliche Aussicht auf der Villa Pallavicini, die Bootfahrt auf unterirdischem See zwischen lauter Felsäulen hin, verführten wieder etwas mit Italien. Da Holtz hier von dem hannoverschen General-Consul, einem gebornen Bernauer, der sich sehr freundlich erwies, vor Egypten gewarnt wurde, da er von Frau von Weiß-Starkenfels, geb. v. R. hörte, daß der Onkel derselben Hr. v. R. aus Helmet nach der Rückkehr aus Egypten viel schlimmere rheumatische Schmerzen empfinde, als früher, so richtete er seine Gedanken für den Winter um so entschiedener nach Rom.

Aus Genua zu Schiff nach Livorno mit seinem bunten Europäergemisch. Das Schiff lag hier einen Tag, an welchem auch ein Luftschiffer mit seinem Ballon ins Meer stürzte, selbst aber gerettet ward. An Corsika und Elba vorbei fuhren sie im Mondschein und landeten endlich in Civita-Vecchia. Nachdem sie die Gubeleien

der Douane und Polizei wie ein Fegfeuer erduldet hatten, bekamen sie gute Plätze nach Rom. Der Weg ging durch eine Wüste mit drei langweiligen Stationen. Hier und da ein altes leeres Castell; hier und da ein Stück antiker Ruine, verbranntes Gras, nirgends ein Baum, endlich eine Heerde großen Vieh's mit entsehllichen Hörnern, der Hirt zu Pferde. Die letzte Station mit offener Aussicht auf Rom. Wie liegt sie von dieser Seite so wüste, diese Hauptstadt der alten Welt! Am 8. Sept. waren sie in Rom und bezogen ein gesundes sonniges Quartier mit guter Aussicht (Via Sistina Nr. 104). Die müden Reisenden sehnten sich zunächst nach Ruhe und fanden sie.

Nach einigen Tagen gründlichen Ausruhens schrieb Holst seinen jüngern Söhnen: Meine lieben Jungen! Wenn Romulus und Remus, als sie diese Stadt bauten, gewußt hätten, daß ich einmal von hier aus einen Brief an euch schreiben würde, wie sehr hätten sie sich gefreut! — Ich aber zeigte euch gern viele Dinge hier, die euch entzücken würden, und brächte euch von den schönen Früchten und Trauben, die hier zu haben sind! — Was für Springbrunnen, welche Gebäude, was für 2000 jährige Säulen und Ruinen! Und Lastwagen auf zwei ungeheuer großen Rädern, oft mit 7 Pferden oder Maulthieren hintereinander bespannt. Es ist hier Alles voll von französischem Militair. Heute Morgen zogen die schönen französischen Kürassiere mit klingendem Spiel an unsern Fenstern vprüber.

Bald hatte sich Holst die nothwendige Local- und Straßenkenntniß erworben. Drei Wochen nach dem Ein-

treffen in Rom schreibt er: Gesehen haben wir nur erst was frei dasteht. In St. Peter bin ich zwei Mal gewesen, es ist weit von unserer Wohnung dorthin. Der Eindruck des Platzes mit den kreisförmigen Säulengängen und den beiden herrlichen Springbrunnen, des Innern mit der ungeheuern Kuppel ist gewaltig. Der Eindruck der Höhe von Außen wird leider durch die colossalen Vorder- und Seitenbauten sehr verdorben. — Die Engelsburg, an der wir bei der Liberbrücke vorbeigehn müssen, ist imposant, so wie der von der Peterskirche unermesslich sich hinziehende Vatican, eine ganze Stadt von Palästen und Mauerkloffen. Der Aussicht vom Monte Pincio über die große Weltstadt sowie nach dem Albaner- und Sabiner-Gebirge hin, haben wir uns gefreut. Im Pantheon bin ich drei Mal gewesen, ein Mal in Maria degli angeli, diese über den Thürmen Diocletian's auf den alten Säulen aus egyptischem Granit erbaut. Die Antonin-, die Trajanssäule und die bei Maria Magg. haben wir oft betrachtet mit ihren von oben bis unten spiralförmig sich ununterbrochen hinaufwindenden in Stein gemeißelten historischen Figuren. Auf den Spitzen stehn — diese Reste des Heidenthums der christlichen Kirche weihend — die Statuen St. Peters, Pauls und der Madonna. Die Trajanssäule mit St. Peter steht saumt einem großen Platze vor ihr und mit den untern gewaltigen Säulenresten aus polirtem Granit je 10 in einer Reihe und mit andern ausgegrabenen Alterthümern 2—3 Faden tiefer, als die von allen vier Seiten diesen antiken Platz umgebende breite Straße. So hoch hat der durch Jahrhunderte und Jahrtausende aufgehäuften und fest-

getretene Schutt das neue Rom über das alte gestellt. Ein Saum von Stein und Eisen schützt vor dem jähen Hinabsturz auf den antiken Standpunkt, wo man sehr oft noch das heidnische Straßenpflaster und den alten Marmorboden, über den die Triumphatoren hinzogen, unter sich sieht. Hier oben lag eins von den Säulenfragmenten des forum Romanum der Länge nach auf der Straße, wie schön polirt, welsch ein Durchmesser. Am häufigsten und liebsten bin ich auf dem forum Romanum, weil dies eine einsamere, stillere Gegend ist und rings umgeben von stillen und doch lautredenden Zeugen der Menschenwerke und des Waltens Gottes in der Geschichte. Dort stehen Säulen vorchristlicher Götzentempel, die ungeheuern Bogen der Basilica Constantin's, des Septimius Severus und des Constantius und vor Allem des Titus Triumphbogen mit allem Sculpturschmuck. Noch ist deutlich der siebenarmige Leuchter Jerusalem's in Stein gehauen an dem Bogen zu sehen. Titus brachte Jerusalem's Heiligthümer nach Rom und wußte nicht, daß dieses nun selbst zu einem zweiten Jerusalem werden sollte, zuerst in einer schönen, hernach in einer widertwärtigen Gestalt. Endlich das Colosseum Vespasian's, die schönste, großartigste Ruine, obwohl an Massenhaftigkeit von den Thermen des Caracalla übertroffen!

Eines Tages ging ich auf den Quirinal, wo der Papst jetzt wohnt, und amüßte mich an dem buntscheckigen Wamms des Schweizerhellebardiers am ersten Thor. Da kam ein prächtiger Dragonerofficier geritten, es folgte ein zweiter, dann sechs. Ich sah einen vergoldeten Wagen kommen, eine Compagnie Infanterie fiel auf die

Knie. Jetzt merkte ich was! und stellte mich ganz einsam gerade auf. Der Wagen kam ans Thor, der Hellebardier fiel aufs Knie und legte die Hand an den Helm. Ich zog den Hut und sah aufs Deutlichste Pio nono's schönes, wohlwollendes Gesicht, verbeugte mich und empfing aus dem Wagen heraus den Segen mit dem Zeichen des Kreuzes.

In diesen Tagen kam ein Brief aus der Heimath von Pastor Kyber, der Asmuth's Heimgang und Chr. Luthers seliges Ende meldete. „Meinem Beichtvater Asmuth, der auch mein Beichtkind war, habe ich manche schmerzliche Thräne und manchen frohen Siegesjubel nachgeschickt. Meine Seele müsse sterben des Todes dieses Gerechten und mein Ende sei wie sein Ende! Gruß und Segen und theilnehmenden Bruderschmerz seiner Wittwe und seinen Kindern. Gar nicht lange darauf las Holst eines Tages einen andern Brief aus der Heimath, an N. B. in Italien geschrieben. Da es dämmerte, wollte Holst den Brief einstweilen weglegen, aber sein Auge haftete an der nächstfolgenden Mittheilung: „ein andrer treuer Knecht des Herrn, Pastor Kyber von Urzsch ist nach fünftägigem Choleraleiden abgerufen.“ „Das traf mich wie ein electrischer Schlag. Asmuth und Kyber waren das erste Paar in der Kette derer, für die ich schon lange meine Gebete täglich zu Gott sende. Die sind nun abgelöst! Ich ließ meinen Thränen ganz ungehemmten Lauf. Es that mir weh um die Kirche Livlands. Asmuth und Kyber, gerade diese Beiden! Aus der Arbeit sind sie abgerufen und ich — sitze hier in Rom und erhole mich. Ach der Eingang dieser bei-

den Arbeiter zur Ruhe ihres ewigen Feierabends läßt mich fühlen, wie unaussprechlich unnütz ich bin!“

Ihm selbst hatte der Arzt vor allen Dingen Ruhe verordnet und Eiskmilch frisch, warm im Bett zu trinken. Morgens vor 9 Uhr war ihm keine Promenade gestattet, die Abendluft gänzlich verboten. Hernach kam täglich noch Leberthran, Salbeneinreibung und Einathmung von Tod in einer gläsernen zugepfropften Burke. Die Einathmung that ihm nicht gut und ward wieder weggelassen, wonach der Husten auch wieder leichter wurde. Eine große Hülfe und Freude war ihm die Ankunft seiner Schwägerin Louise L. in Rom. Mit ihr und der wohlbekannten Malerin Julie Hagen bezogen Holst's dasselbe warme und gute Quartier, in dem auch der Vater der letztern in Rom krank gelegen hatte und welches der Arzt empfahl. Via Kasella Nr. 131 piano II. Da der Arzt Palermo widerrieth, wo es wohl wärmer sei, aber zu sehr auf kleine specielle Localitäten ankomme und zu wenig Schutz gegen Zug und Kälte sei, da er zwar Madeira sehr empfahl, aber nur unter der Bedingung einer bequemen Ueberfahrt, die nur von England aus möglich, so war es Holst's sehr angenehm, in Rom, wo sie bleiben mußten, mit den bekannten und lieben Personen eine freundliche Häuslichkeit zu Stande zu bringen, die auch auf das Gemüth einen wohlthätigen Einfluß üben mußte. Holst selbst sehnte sich stets nach Ruhe und so war denn das häusliche Leben bald etablirt. Doch schreibt er nach Hause: Ich sehe mich aber als Leibeigenen Derer an, die mir eine so ungewöhnliche und außerordentliche Hülfe erwiesen haben. Sagt Cure

Willensmeinung, ob Egypten, Madeira oder Neapel, ich will gehorsam sein. Aber bedenket 1) das gemüthliche Familienleben hier mit Schwester Louise und Julie Hagen; 2) den sonntäglichen evangelischen Gottesdienst; 3) den liebenwürdigen geschleuten deutschen Arzt; 4) die Befriedigung, die unsre gegenwärtige Beschäftigung gewährt; 5) das angenehme Interesse, welches Rom Jedem darbietet, der mit Muße es kennen lernen kann. Das sind Dinge, die der bisherigen Erfolglosigkeit von Uns, von der Molkencur, den Schiff- und Diligencereisen gegenüber erwogen werden müssen. Marie, die auch mediciniren muß, macht unsern gemeinsamen Morgentaffe, darauf fabricirt sie aus alten Kleidern neue und lernt dabei Italienisch, Englisch und Französisch zum Hausgebrauch aus den seitwärts oder auf dem Schooß liegenden Büchern, rechts näht sie und links lernt sie aus dem Kopf und mit dem Mund. Louise besorgt den Mittag sehr vorzüglich, überhaupt, welchen Schatz haben wir an dieser Louise, an ihrer praktischen Tüchtigkeit und Erfahrung, an ihrem guten Muth, festen Sinn, klaren Verstand und liebevollen Herzen. Dafür können wir Gott nicht genug danken. Julie macht den Thee. Ich lerne Vormittags 3 Stunden griechische Grammatik, Abends wird die alte römische Geschichte repetirt. Ich habe die Accentlehre nach Buttmann schon ziemlich inne, jetzt lerne ich verschiedene Paradigmen. Das Formenlernen, so daß man sich einer jeden klar, sicher und fest bewußt ist, geht sauer und langsam von Statten, obgleich doch Manches noch im Gedächtniß des Ohrs und auf der Zunge mechanisch kleben geblieben ist. Jedem ist's freigestellt, sich

darüber zu wundern, daß ich gerade Rom ausgesucht habe, um die Studien eines Quartaners zu treiben. Ich danke Gott, daß es endlich dazu gekommen ist. Kann ich länger ruhig hier bleiben, so füge ich auch das Latein hinzu. Uebrigens fällt mir meine ziemlich starke Correspondenz und Postbesorgung meist in die griechische Entwicklungsperiode, weshalb ich um Entschuldigung bitte, daß ich immer noch so wenig Griechisch kann. Leider fehlt es mir hier auch an einem ordentlichen Lexicon. — Aber was hat Dr. E. mit mir gemacht! Was unsere Aerzte, die mich 20 Jahre behandelten, nicht gewagt haben, selbst wenn sie Staatsräthe und hoher Orden Ritter und Professoren waren, dessen hat dieser Fremdling sich erdreistet, er hat mir das Tabakrauchen verboten. Dieser Eingriff in die Rechte der freien Persönlichkeit erinnert an die dreistesten Zeiten der alten römischen Republik oder der spätern Hierarchie. Schon drei Wochen habe ich keinen Zug Tabak gethan, dennoch hat das stete Vermiffen nicht aufgehört und die Entsaugung ist noch keine unberuhte geworden. Der Doctor sagt, es sei nicht der Lungen, sondern der Nerven wegen nöthig und hofft, daß eine Zeit kommen werde, wo ich wieder werde rauchen können. Ja, das scheint mir auch! besonders wenn ich die Grenzen Italiens wieder hinter mir haben werde. Bis jetzt spüre ich keinen Nutzen von dieser Entsaugung, als daß ich — ohne hungrig zu sein — immerfort kauen und trinken möchte.

Die hiesige Luft ist warm und einladend zum Genuß. Kaum aber hat man sich hingegeben, so fühlt man sich matt, ermüdet, oft in Transpiration. Erquickend

und erfrischend ist sie nicht, doch soll vom October bis April die laue Scirocoluft wohlthätig für Brustleidende sein.

Unsere gegenwärtige Lage aber, der Blick auf das, was gewesen ist und was nun werden soll, war wohl geeignet unsre Herzen der Bundesgabe des heiligen Abendmahls zu öffnen. - Wer so lange im rationalistischen, im katholischen, im reformirt-französischen Lande gedarbt hat, wie wir von Ems an, der kann schon einigermaßen offen und dankbar sein für deutsches Evangelium und Sakrament mitten im katholischen Lande fremder Zunge. In der Abendmahlsgende der preussischen Gesandtschaft herrscht eine fast wörtliche Uebereinstimmung mit der unsrigen, nur ist das Vaterunser hinter die Consecration gestellt und ein anderes Gebet noch hinzugehan. Die Distributionsformel ist eben so festgestellt und freigegeben wie bei uns. So haben wir denn nach unseres Herzen Verlangen am Reformationsfest des Herrn Leib und Blut genossen. Die Beichte war vor dem eigentlichen Hauptgottesdienst. Nach dem Empfang der Absolution hatte ich mich eben auf meinen Platz gesetzt, es war mir das Herz noch ganz voll und warm von der empfangenen Gnade, da höre ich hinter mir meinen Namen mit ganz besonderem Tone rufen. Ich sehe mich um, es ist Natalie B., die alte treue Freundin und Landsmännin, die ihr Schwesterherz so oft an uns erwiesen hat. - Dieses Zusammentreffen hier und zu solcher Zeit oben auf dem römischen Capitol in der kleinen evangelischen Gotteshalle war mir bedeutsam. Es lag mir eine ergreifende Verheißung, ein erquicklich Vorbild darin

von dem überraschenden Zusammentreffen der Gläubigen in den obern Vorhöfen des Herrn. Ich denke, der alte Asinuth wird sich auch gewundert haben, den Kyber sobald neben sich zu sehn.

Der Gesandtschaftsprediger ist ein kenntnißreicher, lieber, auch mir mit Rath und That behülfflicher Mann. Schon an 3 Sonntagen vorher sind wir hoch oben auf dem Capitol durch evangelische Predigt und Liturgie erquickt worden. Wie viel werth ist das dem Fremden! — So wohlthwend das Bewußtsein ist auf dem Capitol in Rom einen Leuchter für das reine Evangelium zu wissen, so befreundend ist in Rom die Unzahl von Mönchen aller Orden, besonders wenn sie vermunnt, mit den bloßen Augenlöchern in den Masken, einem Sarge folgen. Bettler sind hier gerade eben so viel, als der alte N. Religion zu haben behauptete, nämlich mehr als zu viel. Im Ganzen sind die Römer aber höflich und freundlich, und nur ab und an sticht einer den Andern Abends auf der Straße todt!

Beim ersten Besuch im Lateran habe ich nur die unbeschreiblich prachtvolle Kirche, die Leichengruft der Corsini und die scala santa (Pilatusstiege) besehn. Die Pracht und Schönheit der Kirche mit ihren gewaltigen Säulengängen ist außerordentlich, die Ausschmückung überladen, aber die gothischen Gewölbe und Spitzbogen sind erhaben und erhebender als die Kuppeln und Rundgewölbe. Der Lateranpalast selbst ist ein gewaltiges, imponantes Gebäude, welches mit seiner bedeutungsvollen, auf freier Hochebene aufsteigenden Physiognomie im Gemüth des abendlichen Beschauers einen tiefen Eindruck

vom Gewicht seiner historischen Bedeutung zurückläßt. Es dunkelte schon, als mich auf der andern Seite die Aussicht über die endlosen Ruinen der alten Wasserleitung und in das schöne Thal und Gebirge hinein mit seinen Städten und Villen höchlich überraschte und erfreute. — Rechts von dieser Kirche liegt eine Stadt — wie man sagt, so groß wie Turin — Palast klebt an Palast, Mauer an Mauer oft wie große Festungswerke, in weitem Bogen zieht sich's hinter St. Peter herum und das Alles heißt — der Vatican. 11,000 Säle voll Kunstschätze und Bibliothek! — Was für prachtvolle, kunstgeschmückte Gallerien und Loggien mit den herrlichsten Ausichten.

Die Via Appia ist die alte Gräberstraße nach Tusculum (Frascati) und Albano hin. Sie hat zu beiden Seiten die Ruinen der alten Begräbnisse, bald in Thürmen und Mauerresten, bald in Stücken von Säulen und Bildhauertwerken. Ach, welche wunderbare Aussicht über die endlosen, großartigen Wasserleitungen nach dem blauen Gebirge mit seinem Tivoli und Frascati! Gott hat das Albaner Gebirg schön gemacht, aber die Kapuziner haben in den Begräbnißgewölben ihres Klosters viele Künste gesucht. Sie haben innerhalb dieser Gewölbe Mauern mit Nischen aufgebaut und drüber her bis an die Kuppel der gewölbten Zimmer und ringsum an den Wänden Wandverzierungen in Rosetten und Arabesken der geschmackvollsten Art angebracht. Die liegenden oder stehenden Statuen in den Nischen der innern Mauern sind aber Kapuzinergerippe mit der braunen Kutte bekleidet in schlafender oder betender Stellung.

Aber wozu sind die innern Mauern, Verzierung, Kassetten etc.? Von lauter aufeinander, aneinander und ineinander gelegten Kapuzinergebeinen, wobei die verschiedenen Arten der Knochen sowohl bei massenhafter Zusammenstellung des Gleichartigen als auch bei Zusammenfügung des Verschiedenartigen mit einem künstlerischen Genie und Geschmaack angewandt worden sind, daß man's nicht glauben möchte, wenn man's nicht sähe. Ob das *sancta simplicitas* ist, lasse ich ungesagt!

Mit den mittlertweile aus Bönigen angelangten lieben Landsleuten v. L. und D. haben wir viele der unzähligen Sehenswürdigkeiten in rascherer Folge beschaut. Ich habe bei diesem Schauen die Erkenntniß gewonnen, daß ein tieferer, klarerer Sinn für Malerei und Bildhauerei mir abgeht. Ich bin zu wenig entzückt, zu früh müde und hungrig, ergöße mich oft an Stücken zweiten Ranges und bin unzufrieden mit Stücken ersten Ranges. Vielleicht wäre es anders, wenn nicht so viel Anstrengung und Erkältungsgefahr damit verbunden wäre. Mehr directen und fühlbaren Genuß hat mir das Anschauen der architektonischen Kunst-, Pracht- und Wunderwerke gewährt, sowohl in den Ruinen des Alterthums, als in den kirchlichen Bauten der neuern Zeit. Der St. Peter allein schließt eine Welt in sich. Freilich sind die Verhältnisse alle so groß und gewaltig, daß man den rechten Maßstab für die Größe des Einzelnen dadurch verliert. Man steht z. B. bei einem Engel, der die Schale mit Weihwasser hält. Man hält ihn in seiner Stellung für ein zartes Englein. Wenn man sich aber recht besinnt und sich selber mit ihm vergleicht, so findet man, daß

das Englein kolossal und weit über Menschengröße hinaus ist. — (Die schönen Gemälde in der Kirche sind alle nicht Gemälde, sondern Mosaikarbeit, was Niemandem einfallen wird, der nicht zuvor darauf aufmerksam gemacht wurde.) — Gerade unter der Hauptkuppel steht das Tabernakel, schön und entsprechend hoch, aber so hoch und breit wölbt sich die Kuppel über demselben, daß Niemand es wird glauben wollen: dies Tabernakel, dessen Höhe nicht im Geringsten auffällt, ist so hoch wie das königliche Schloß in Berlin.

Am 18. (30.) November bestiegen sie die Kuppel St. Peter's. Welche Aussicht nach Innen und Außen! auf die immensen Gallerieen des Vatican, die ganze Stadt mit ihren Palästen, Kirchen und wunderbaren Ruinen weit über die Villen hin auf der einen Seite bis zum Meer, auf der andern bis zum blendenden Schnee des Gebirges. — Eine ebenso schöne, noch mehr gemüthliche und reizende Aussicht hatten wir Sonntag, den 22. November a. St., vom Dache der Villa Wolchonsky nahe beim Lateran, über ganz Rom einerseits und andererseits über die ganze Compagna, nach Tivoli und Frascati hin. Die Beleuchtung war so träumerisch feenhaft, wir verweilten wohl eine ganze Stunde oben im warmen Sonnenschein. Ringsumher in den grünen Laubgängen des Gartens, bis zu doppelter Mannshöhe hinaufgewachsen oder hohe Mauern überragend, blühten so frisch die Rosen, freilich nicht Centifolien, aber doch eine gefüllte Gattung, die in der halbgeöffneten Knospe am Schönsten sind!

Am ersten römischen Weihnachtsesttag ging ich, nicht

ganz ohne Gewissensbisse, nicht in den evangelischen Gottesdienst, sondern nach St. Peter. Kann man da nicht auch beten? dachte ich. Aber dies war unmöglich. Wo hatte sich jemals in einer Kirche mir zum ersten Anblick angeboten eine lange, lange breite Allee von lauter Soldaten mit blankem Gewehr und auffallenden prächtigen Uniformen? Ich defilirte an der Rückseite dieser prächtigen guardia civica hin, deren Bärenmützen einen erhebenden Eindruck machten. Um das Tabernakel her waren die Damentribünen. Dann sah man die geistlichen Orden, die Bischöfe und Erzbischöfe und Cardinäle in ihrer Amtsstracht und Amtspracht, dabei die päpstliche Nobelgarde, lauter italienische Nobili in scharlachrother Reiteruniform mit Helm und Waffenzug von Gold und Silber strahlend. Hin und her bewegten sich die Camerieri, Edelleute in schwarzer, altspanischer Tracht, mit goldenen Ketten behängt. Sie waren die Festmarschälle und bemühten sich auf den Damentribünen besonders Ordnung und Ruhe zu erhalten oder zu verbreiten und die bunten Schweizerhellebardiere gegen die unruhigen Bewegungen des dämlichen Publicums zu schützen. Ganz am letzten Ende thronte der Papst — selber die Liturgie verwaltend. Aber ich konnte ihn und sein Thun nicht erkennen. Ich hörte auf die schönen Gesänge der verborgenen Sänger. Als der Papst sich in Bewegung setzte um unter dem Tabernakel die eigentliche Messe zu vollziehen, sah ich nur zuweilen seine Nasenspitze. Als er die Hostie aufhob, erschallte hoch, sehr hoch oben von der Kuppel herab unsichtbare Posaunenmusik. Diese Musik war mehr werth als alles Uebrige.

Sie war wunderbar. Nun war aber auch Alles vollendet. Der Zug bewegte sich zurück durch die Soldatenallee, ein Orden nach dem andern, Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe, verschiedene päpstliche Kronen auf sammetnen Kissen, auch die viereckige armenische, dann endlich auf einem Thronessel der Papst selbst unter einem prachtvollen Baldachin. Er sah ziemlich erschöpft aus. Dann die päpstliche Nobelgarde und ich weiß nicht, was noch Alles. Sapiienti sat!

Holst's selbst feierten im Hause ein deutsches Weihnachtsfest. „Unser Baum war ein Lorbeerbaum. Der brannte so hell und der Tisch war so reich besetzt, lagen doch die kleinen römischen Angebinde für unsere 8 Kinder auch alle darauf und die Namenszettel ganz ordentlich dabei! Wir waren fröhlich und der Gedantentelegraph spielte unaufhörlich seine electrischen Depeschen zu Euch und allen Lieben hinüber. Ihr mögt Euch selbst denken, was in unsern Herzen vorging!“

Am 31. Dec. 1853 (12. Jan. 1854) schrieb Holst: „Ich gedenke an die vorigen Zeiten, ich rede von allen Deinen Thaten und sage von den Werken Deiner Hände. Ps. 143. Denn der Herr hat wunderbarlich an mir gehandelt im verflossenen Jahre. Wie einsam und bloß staunend wandelte ich heute in den ungeheuern Gallerien und Sälen des Vatican und in den colossalen und reich geschmückten Gewölben von St. Peters Dom! Wie gedrängt voll war es dagegen heute vor einem Jahr in einer lieben kleinen armen Kirche, wo ich zum letzten Mal laut redete von der Gnade und Wahrheit, die in Christo Jesu ist. Ja, zum letzten Male! Ein volles

Jahr ist dahin! Eben jetzt ist, wie ich hoffe, die Gemeinde wieder dort versammelt und macht ihren Jahresabschluss mit dem Herrn. Einige empfangen auch das Sacrament. Ich bin mit meinem Herzen mitten in der Versammlung, ich bete mit ihr und für sie, ich segne sie; ich weiß auch, daß sie für uns betet, für unser Heil und unsre Heilung, für unsere Bewahrung und Wiederkehr. Ja, wir haben mit euch gefeiert, haben unsre Knie gebeugt in unsrer Wohnung, mit dem Herrn redend in Lob und Dank, in Gebet und Fürbitte. Ich habe mir Alle, Alle, die Alten und die Jungen im Geist vor Augen gestellt und sie gesegnet, die Gemeinde, die das Wort empfängt, und den Diener, der es ihr austheilt. Darauf lasen wir den 118sten Psalm mit seinen merkwürdigen bezüglichen Worten. Vor einem Jahr hieß es: bleibe bei uns denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget. Und er ging hinein bei ihnen zu bleiben. Luc. 24. Siehe, er ist ja auch geblieben, das hat er reichlich erwiesen. Darum soll es nun heißen nach Ps. 118: der Herr ist meine Macht, mein Psalm und mein Heil! und er wolle nach seiner Gnade wahr machen das getrostete Wort des Glaubens: ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Wort verkündigen; der Herr züchtigt mich wohl, aber er giebt mich dem Tode nicht. Also denn, in Jesu Namen vorwärts!

Am 8. und 9. Januar wurde in der Propaganda das Sprachenfest gefeiert. (Es wird am zweiten Tage nur wiederholt, weil das Local für die Zuhörer zu klein ist.) — Ich erhielt durch Bankier R. eine Einlaßkarte. Der Saal ist nicht sehr geräumig, aber zwei Stock hoch,

hat auf der einen Seite eine amphitheatralische Erhöhung, diese wird von den Zöglingen, 200 an der Zahl, paarweise hereinziehend, eingenommen. Sie tragen eine hübsche Tracht, schwarze lange, anschließende Talare, mit Roth gefuttert und eingekantet, ein viereckig Barett auf dem Haupte. Da sah man denn Leute von 14—30 Jahren, weiße Europäer mit schwarzen, braunen, rothen, blonden Haaren, gelbe Hindostaner und Malayen, braune Berbern, schwarze Aethiopier und Mohren aus Sudan, Norwogen und Rio-Janeiro, Kaukasus und China waren vertreten. — Wie geeignet ist dieser Anblick die imposante Einheit der katholischen Kirche, die Energie ihrer Bestrebungen mit schmerzlichen Gefühlen und Vergleichen einem Protestanten zu Gemüthe zu führen. Aber die Neigung der römischen Kirche zum Gepränge, zum Schauspiel tritt sehr deutlich, ja kraß hervor, namentlich bei einigen Dialogen und Trialogen, die von den Schülern ausgeführt werden und bisweilen wie kleine heitere Lustspiele sich ausnahmen. — Als der junge Kronprinz von Preußen eintrat, erhoben sich Alle, entblößten das Haupt und setzten sich erst, nachdem er sich gesetzt hatte. Die Einleitungsrede, die nun begann, war lateinisch, ging vom Epiphaniastage, als prophetischem Vorbilde der Huldigung aller Heiden aus, wies an dem erschienenen, die Weisen leitenden Sterne die ursprüngliche Einheit der Natur und Offenbarung nach und die nothwendige, dereinstige Einigung der Naturwissenschaften mit den Offenbarungslehren und stellte endlich dieses Institut, als die Eine Kirche unter den Heiden aufbauend, dar. Es folgten kurze Reden — bald Prosa bald Poesie — der einzelnen Schü-

ler, bisweilen auch Dialoge und Trialoge. Zuerst Asiens Zungen: hebräisch, chaldäisch, armenisch, georgisch, türkisch, syrisch, arabisch, persisch, chinesisch, cingalesisch, bengalisch u. Dann aus Europa alle Sprachen, auch lappisch und russisch (dieses von einem Franzosen aus Cherson gebürtig, in sehr guter Aussprache); endlich aus Afrika: koptisch, abhissinisch, berberisch aus Theben in Egypten, Sudansprache, Summa 54 Sprachen.“

Der drohende Ausbruch des orientalischen Krieges veranlaßte Holst zu schreiben: „Mit welchen gewitterschweren Wolken bezieht sich der Horizont aber ringsum. In wenigen Tagen werden wir erfahren, wie weit diese Kriegsfackel lodern soll. Da könnte es dem Herzen doppelt schwer sein, nicht bei den Kindern zu sein und in der Heimath. Aber — der Vogel hat ja sein Nest gefunden, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott! — Wenn aber bis zum Herbst keine Besserung bei mir eintritt, dann ist es mir Gewissenpflicht um Verabschiedung einzureichen. Ich kann Gemeine, Senior und Obrigkeit nicht länger auf Ungewisse hinhalten. Gott wird mich ja auch nicht darben lassen.“

Am 31. Januar (12. Febr.) schrieb Holst: „Ihr habt Eisblumen an den Fenstern. Auf dem Monte Pincio blühen die Mandelbäume und andre schöne Sträucher. Auf der Wiese in der Villa Pamphyli haben wir vor einigen Tagen ganze Schnupftücher voll Weilchen, Anemonen und Crocus zusammengepflückt. — Von dem Balkon der Villa Ludovisi hat man eine wundervolle Aussicht über Rom und die Campagna.“

Dort genossen wir neulich den Sonnenuntergang, der seine magische Farbenfülle über Stadt, Landschaft und Gebirge ausgoß, in sehr guter Gesellschaft, nämlich der des Kronprinzen von Preußen. Sehr oft treffe ich mit ihm zusammen, ein hochgewachsener, kräftiger und schlanker junger Mann, mit großen angenehmen Augen, will sich nicht vorstellig machen und sieht doch fürstlich aus, trotz seiner Civilkleidung. In der Kunstgalerie dieser Villa ist die Krone eine weltberühmte Sunobüste. Nachdem ich diese gesehn und recht forschend betrachtet, mußte ich über meinen Kunstfönn das Endurtheil dahin aussprechen, daß derselbe bei mir abwesend vorgefunden wird. Hätte ich diese Antike irgend wo anders gesehen, und wäre nicht aufmerksam darauf gemacht, daß sie von so guter Familie ist, so hätte ich das Mensch kaum erkannt und von Entzücken wäre vollends nicht die Rede gewesen. Aehnlich ist es mir mit der berühmten Mosesstatue von Michel Angelo in der Kirche St. Pietro in vincula ergangen. Ich kann den Moses gar nicht darin finden. Für mich könnte sie eben so gut Urturg oder Dracon sein. Ich will noch einmal hin, um klüger zu werden. — Der herrliche, aber opernmäßige Gesang in der Sixtinischen Kapelle am Lichtmeßtage sei nur erwähnt. — Nach dem Carneval schrieb Holst: Neulich waren Marie und Louise Zeugen eines herrlichen Schauspiels gewesen: das Innere des Colosseums war mit bengalischem Feuer in verschiedenen Farben beleuchtet worden. Dieses Feuer brannte in colossalem Entzücken in ihren Köpfen fort. Sie kamen ganz bengalisch illuminirt an Herz und Sinnen nach Hause.“

Holst's anschauliche Beschreibung des Carnevals mögen wir nicht übergehn, obgleich das Fest bekannt ist und Holst seine Beschreibung desselben für seine Kinder und nächsten Angehörigen bestimmt hatte:

„Obwohl der Carneval durch den Einfluß der Fremden und ihre Brutalität und das herrschende französische Militär, so wie durch das seit der Revolution erlassene Verbot der Larven sehr viel an seiner national-charakteristischen Gestalt, an Mannigfaltigkeit, Laune und Feinheit verloren hat, so ist er für den Fremden doch immer noch ein sehr sehenswerthes Schauspiel, denn selbst in dieser deteriorirten Gestalt wäre er in unsern Städten eine Unmöglichkeit. Der Italiener ist nie plump und brutal, sondern immer fein, selbst in den untersten Volksklassen. Er faßt die Gypsconfettis nur mit den Fingerspitzen und wirft sie meist nur, um den Betroffenen dadurch aufmerksam zu machen, daß er ihm einen Blumenstrauß oder Zuckerwerk zuwerfen will. Die Fremden, besonders die Engländer haben ein recht brutales Werfen, ja Schütten der Confetti's aufgebracht. Das Publicum theilt sich in drei Etagen. Die unterste ist diejenige Masse, welche zu Fuß zu beiden Seiten des  $\frac{3}{4}$  Stunden langen Corso langsam sich hinwälzt oder zuschauend steht. Die zweite Etage nenne ich die Masse derjenigen, welche in dem endlosen Zuge, Wagen an Wagen langsam den Corso auf und nieder fährt. Hier sieht man die hübschesten Drathmasken, die allein noch erlaubt sind zum Schutz gegen die Confetti's. Die fahrenden Damen und Herren in allen Trachten, zu 4 und 8 in Einer Equipage, haben große Gefäße mit Confetti, große Körbe

voll der buntesten Blumensträuße und allerlei Confect bei sich. Ehe sie sich versehen, oder während sie gerade zielen und werfen, oder ausbiegen und pariren, stiehlt ihnen Jemand aus den Fingern heraus ihren Strauß oder ihre Confectbüte, oder rafft den ganzen Korb mit seinem Inhalt heraus. Das ist Carnevalsfreiheit, du darfst es nicht übelnehmen oder draufzuschlagen, mußt dir gefallen lassen, daß derselbe Strauß, den er dir eben gestohlen, von dem Diebe in demselben Augenblick lachend dir zum Verkauf angeboten oder ins Gesicht geworfen wird. Zur dritten Etage rechne ich alle diejenigen, welche in den Fenstern, auf den zahlreichen Balkonen, vom Souterrain oder Parterre an bis in den dritten Stock hinein gepußt und zum Theil maskirt stehen. Alle Fenster und Balkone sind bunt geschmückt im langen Corso, lange wallende Teppiche mit Treppen verbrämt, von allen Farben, meist aber schön roth, hängen lang aus jedem dicht besetzten Fenster herab. Diese Fenstersteher, besonders wenn es nicht Italiener sind, haben ganze Scheffel von Confetti's, mit denen sie aus kleinen Schaufeln die Vorüberziehenden bewerfen, begießen und sie dadurch bald in weiße Müllergesellen verwandeln, auch bombardirt man sich hoch oben quer über die Straße hinüber, auch seitwärts aus Einem Fenster ins andere und von oben nach unten, so wie von unten nach oben. Sehr viel hübscher und feiner sind aber die zarten Blumenbombardements, die den ganzen Corso entlang stattfinden. Der feine Römer ärgert sich über das Verbot und über die Brutalität der Fremden und zieht sich immer mehr vom Corso zurück. Dennoch hat mich

bei den Tollheiten des maskirten Pöbels, der allerlei Narrheiten improvisirt, eben das Maßhalten, der Anstand in Staunen versetzt. — Nachdem dies Treiben von 2 Uhr bis nach 5 Uhr gedauert hat, geben Kanonenschüsse das Zeichen, daß die Equipagen allmählig in den Seitenstraßen verschwinden müssen; Infanterie bildet zu beiden Seiten Spalier, dann kommen, um die Straße vollends frei zu machen, einige Reihen Dragoner im Galopp den ganzen Corso hinab und wieder hinauf. Vor ihnen her jagt aber immer irgend ein armer Hund oder eine verzweiflungsvolle Kaze, die das alberne Volk losgelassen hat und mit Schreien und Pfeifen begleitet bis die Thiere irgendwo ent schlüpfen. Nun werden die mit schönen Federn und buntem Gezeug geschmückten, mit allerlei Sporen- und Stachelwerk behängten Pferde, worauf Niemand sitzt, auf dem *Plage del popolo* losgelassen und schießen nun durch die freie, von Menschen gebildete Gasse den Corso hinab, an dessen Ende auf *Piazza Venozia* nicht nur hohe dicke Decken und Seile über die Straße gezogen sind, sondern es steht davor noch eine ganze Menge *Sockey's* um sie aufzufangen. Ich habe aber selbst gesehen wie etliche dieser Leute um und umgeworfen und dazu noch die Decken durchbrochen wurden. Ein braunes Pferd mit blauen Federn gewann an drei Abenden den ersten Preis. Der letzte Carnevals-Abend heißt der *Mocoso-Abend* und ist der hübscheste. Nach dem Pferderennen, wenn es dunkel zu werden beginnt, zündet Jeder, am Fenster, im Wagen, auf der Straße ein Wachslicht an, der ganze Corso wird ein herrliches Lichtermeer. Jeder sucht Jedem sein Licht aus-

zublasen, oder aus den Fingern, oder den Vorrath aus dem Schooße zu stehlen. Wessen Licht nicht brennt, wird mit dem Gesang: *senza moccoso*, verhöhnt. Das giebt viel heitere Chicane und Gelächter! —

Rom 30. März (11. April). In der Villa Ludovisi mit lieben Landsleuten angenehme Stunden verbracht. Dort war's am Ententeich unter den lieblichen Trauerweiden so sommerlich warm, sie ließen ihre fadenlangen zarten Zweige im Frühlingschmuck so grazios von den warmen Lüften hin und her wiegen, hoben mit ihrem Goldgrün so schön sich ab von den dunkelgrünen Cypressen; die wie Mauern dastanden, und von den dunkeln Schattengängen der Lorbeeren und von den roth und violett und weiß blühenden Obstbäumen! — In St. Onufrio besahen wir Tasso's Reliquien. — Der Besuch von Prof. Haase aus Sena, welcher in der Bibliothek des Vatican zu thun hatte, die Bekanntschaft mit dem Maler Strauch, Mitglied der Berliner Luth. Gemeinde, erfreute Holst in dieser Zeit und zwei ihm mitgetheilte Schriften über Lutherthum und Union regten ihn zu ernstlicher Prüfung dieser Frage an. Aus derselben Zeit erzählt er: „Rom macht auch in Rom gern Proselyten. Einer gebildeten deutschen Dame aus der großen Welt wurde von einem Cardinal ein Besuch angekündigt mit der' offen angekündigten Absicht der Conversion. Sie ließ ihm sagen, sie fürchte sich nicht und werde ihn erwarten. Darauf kam sie zu mir und ließ sich von mir über die Hauptunterschiede der Kirchen aus der heil. Schrift belehren. Ich gab ihr den Rath, nicht defensiv, sondern offensiv vorzugehen mit einer Reihe von

Fragen aus der heil. Schrift. Nach einigen Tagen fand das Gefecht ganz zum Vortheil der Dame Statt. Aber der Kämpfe wollte einen andern bessern Kämpfen senden. Das verbat sich die Dame und versicherte, daß sie nur gekommen sei, um die Schätze der Kunst und des Alterthums zu sehen, nicht um katholisch zu werden.“

Holst's Kräfte hatten sich so weit wieder hergestellt, daß der Doctor eine Ausfahrt nach Livoli gestattete. Mit einem Hrn. v. L., einem Landknecht, dessen Gemahlin und Tochter, fuhren sie in schönem Wetter durch den silbergrünen Olivenwald hinauf, in etwa 3½ Stunde. „Die Olivenstämme sind alle eigenthümlich knorpelig geborsten. Von dem Gasthof zur Sibylle stiegen wir in die reizende mit Cascaden gezierte Felschlucht hinein, deren verschiedene interessante Grotten sich in den wunderlichsten Formationen darstellen, da das Felsgestein meist aus versteinertem Holz besteht, worin man mächtige Stamm- und Wurzelgestalten in großartigen Verschlingungen noch deutlich erkennt. Die Grotte des Neptun gerade unter dem antiken Vestatempel empfängt von oben einen brausenden Wasserfall und sendet ihn weiter in die Tiefe. Eine eben so reizende Wasserpassage bildet die Grotte des Silen (oder der Sirenen?), wo man über das stürzende Wasser hinweg ins schöne Thal hinabsieht. Von hier ritten wir zu Esel nach der neuen großen Cascade Gregor's XVI. Durch einen parallel laufenden doppelten Tunnel, dessen anderes Ende man offen sieht, schießt ein zweifacher breiter Wasserstrom bis zu der Stelle, wo er senkrecht in beträchtliche Tiefe abstürzt. Unsere Reisegefährten gingen am eisernen Ge-

länder durch den Tunnel hinaus, wir aber erwarteten sie wieder am Eingang, weil wir uns der feuchten Zugluft nicht aussetzen durften. Sie hatten sich richtig eine Erkältung geholt. Wir zogen dann unter der Villa des Catull hinweg, so daß wir die große Cascade, dann die sogenannten Cascadellen und endlich die schöne alte Villa des Mäenas (jetzt ein Eisenhammer) sahen, durch deren antike Fensterbogen wieder das weißschäumende Wasser stürzt. Dabei sah man St. Peter am Horizont und an der gegenüberliegenden Thaltwand das ganze interessante Tivoli. Auf dem Rückweg konnte ich mich nicht sattsehen an den schönen Trauerweiden unten am Fluß. Am Fuß des Vestatempels, die herrlichste Aussicht vor Augen, neben einem Tisch, an dem unglaublich schöne Engländerinnen saßen und Champagner tranken, nahmen wir unser frugales Mittagmahl ein, genossen noch der Ansicht von der Villa d'Este aus und fuhren dann — Tivoli und die Berge in herrlichster italienischer Abendbeleuchtung vom Rücksiß aus vor uns — nach Rom zurück.

In den Festtagen hörten wir ein schönes Miserere in St. Peter, sahen die Beleuchtung des heil. Grabes in der Kirche und schauten ein wenig der Ceremonie der Fußwaschung zu. Am Charfreitag nahmen wir Abschied von der preussischen Gesandtschaftscapelle, wo auch der Kronprinz das heilige Abendmahl nahm, und wo der Herr so manches wichtige Wort zu mir geredet hatte. In meine Abschiedsgedanken mischte sich aber tiefes Bedauern über die preussische Kirchenunion und besonders über deren zähes Festhalten, während doch ihr Segen

nirgends ersichtlich ist, es sei denn, daß sie wirkt, was sie nicht wollte.

Am 1. Ostertag erschien der Papst der auf dem St. Petersplatz langharrenden, Kopf an Kopf gedrängten Menge endlich an der mittlern Loggia im päpstlichen Prachtornat, sitzend auf dem tragbaren Sessel, beschattet von einem herrlichen Baldachin. Alle Hüte ab, aber mit dem Niederknien befaßte sich nur das Militär, die zerstreuten Geistlichen und Mönche und einige Landleute. Da stand er auf, hob beide Arme hoch auf und sang mit lauter, voller Stimme den Segen mit dem Zeichen des Kreuzes, warf zwei Ablasszettel hinunter und ward zurückgetragen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, Glocken läuteten und die Ablasszettel — machten den Leuten viel Spaß, denn sie stiegen gen Himmel auf, als wollten die Geister, die in der Luft herrschen, sich ihrer bedienen, endlich senkten sie sich und verschwanden in dem Meer von Köpfen.

Abends machte Holst Abschiedsbesuche, denn nun wollten sie Rom verlassen und nach Neapel gehn. „Untertweg gibt mir D. meinen für mich besorgten Paß ab, den ich unbesehens in die Tasche stecke. Bei St. 's kommt mir der Gedanke, ihn zu besehn. Der meinige war in Bevat hübsch blant eingebunden worden; ich wunderte mich, daß er während des siebenmonatlichen Aufenthalts in der römischen Polizei eine krankhaft blaue Ähnlichkeit mit Zuckerpapier gewonnen hatte. Ich schlage ihn auf und lese mit Schreck und Staunen, daß ich eigentlich der Handwerksgefell Carl Kauscher aus der Schweiz bin! Die Neuheit dieser meiner Verhältnisse

und gewisse unbestimmte eidgenössische Gefühle erfüllten mich mit Unbehagen, ich lief zu D., der sehr verblüfft war, seinen Auftrag aus Gefälligkeit so schlecht ausgerichtet zu haben. Marie war, auch aus Besorgniß, daß die auf morgen angesetzte Reise nach Neapel unterbleiben müsse, sehr unruhig und mir verursachte das meiste Bedenken, daß ich nun „unverheirathet“ war, denn ich fühlte deutlich, daß ich nicht reisen könne ohne eine Gehilfin, die um mich sei, und mußte fürchten, daß bei meinem vorgeschrittenen Alter und bei meiner Kränklichkeit sich schwerlich Jemand zu diesem Posten finden möchte. Marie aber kannte ihren jetzigen Gatten, der nun Valentin Holst geworden war, nicht einmal von Ansehn und fürchtete oben drein, er sei vielleicht gestern schon über die Grenze gegangen. Da sich aber für heute nichts mehr machen ließ, fuhr Carl Kauscher mit Marie und andern Freunden Valentin Holst's zum St. Peter um dessen allerdings unbeschreiblich schöne Beleuchtung zu schauen. Andern Morgens wurde der unpassende Paß auf der Polizei wieder eingewechselt, was I Abl. S. kostete. Nachdem ich so wieder zu mir selbst gekommen und meiner Familie und meinem Vaterlande wiedergegeben war, begannen wir unser Gepäck zur Reise zu ordnen und fuhren dann nach Piazza del popolo um das Feuerwerk auf Monte Pincio zu sehen. Es gehört eigentlich ein deutliches Bild dieses schönen Places und namentlich jener Terrasse dazu, um eine einigermaßen anschauliche Beschreibung der entzückenden Schönheit dieses Feuerwerks zu Stande zu bringen. Denn ohne diesen Rahmen des Bildes, ohne das Mauerwerk und die schönen Nischen,

Statuen und Säulen, Pinien, Cypressen und Lorbeeren der Pincio-Terrasse wäre das Feuerwerk lange nicht so schön. Alle diese Gegenstände sahen bald wie leuchtende Rubine, bald wie flüssiger, geistbelebter Saphir oder Smaragd, bald wie flammendes Silber, bald wie lebendig gewordenes Feurgold aus. Langsam stiegen große purpurne, blaue, grüne, mondsilberne Sterne gegen den dunkeln Nachthimmel auf. Hoch und immer höher, immer zahlreicher bis man sie endlich mit den Sternen am Himmel verwechselte. Es erschien der Tempel Salomo's wie von flammendem Silberfeuer, so zu sagen von lauter lebendigen Steinen erbaut. Die Farben wandelten sich, die Vorhallen und Säulen wurden grün, das Mittelgewölbe purpurn, dann im Verlauf jene purpurn und dieses grün. Und diese Farben theilten sich der ganzen Umgebung mit, den herrlichen colossalen Statuen, Säulen, Mauern, Nischen, Gebäuden, Bäumen und Sträuchern. Die ganze Pincio-Terrasse verwandelte sich in einen gewaltigen feurigen Wasserfall mit den mannigfaltigsten Haupt- und Nebencaskaden und dieses strömende, brausende Feuerwasser nahm auch die verschiedensten Farben an und theilte sie der Umgebung mit. Mehrmals verwandelte sich das ganze Himmelsgewölbe in ein strahlend Feuermeer, das dann vom Zenith herab eine Anzahl Sterne und Leuchtugeln von den reichsten Farben über den Häuptern der versammelten Zehntausende ausschüttete.

Am 7. (19.) April stand der accordirte Betturin Angelo Attili mit der übrigen Reisegesellschaft vor der Thür. Er bringt uns 5—6 Passagiere für 60 Scudi in 3 Tagen nach Neapel, muß uns dafür ein warmes

Gabelfrühstück und Abends ein vollständiges pranzo (Diner) vorsetzen und muß uns gute Stuben mit reinen Betten liefern. Der Wagen ist groß und bequem, vier Pferde davor. Ein Herr von Dietrichs aus St. Petersburg und ein alter mit ihm gar nicht verwandter Oberamtmann Dietrichs aus Hannover mit seiner Frau sind die Reisegefährten. Die treue Schwester Louise ward umarmt und dem Herrn befohlen, und nun ging's davon, vorbei an der herrlichen Fontana Trevi, am Foro Trajano, am Coliseo, am Lateran. Die siebenmonatliche Wintercur im Süden war also geschlossen! Der Erfolg ist nach meiner Meinung geringer als wir erwarteten. Ich hatte Manches mit dem Herrn im Herzen zu reden.

In Albano besuchten wir das alte Denkmal der Horatier und Curiatier. Ueber die schöne neue Brücke mit 3 Stagen Bogengewölbe übereinander, durch das tiefe Thal von Ariccia nach Lenzano. Belletri Kaiser Augustus Geburtsort. In Cisterna Nachtquartier. Die Pontinischen Sümpfe nahmen sich im Frühlingschmuck wie die schönsten walдумkränzten livländischen Wiesen aus, von Gräben und Canälen durchschnitten, von Rinderheerden beweidet, die weite Fläche rechts von Wald, links vom Gebirge begrenzt, welches oft bis zur halben Höhe mit Olivenwald bedeckt war. Hier und da wurden Büffelheerden, bald schwimmend, bald wachend im Canal, von ihren Hirten, die in einem Kahn standen, auf und niedergetrieben, um hierdurch das träge fließende Wasser vom Schlamm und Gewächs zu reinigen. Schöne Baumallee bis Terracina. Dies ist der päpstliche Grenzort, rechts das Meer, links die hohen, steilen, rothen Fel-

fen, oben darauf die Ruinen von Theodorichs Gothenburg. Pässe visirt, Geld bezahlt. Bei der Neapol. Grenze wieder Pässe visirt, Geld bezahlt. Fünfzehn Schritt weiter wieder vorläufige Aufnahme des Gepäcks bei der Dogana, Geld bezahlt. Das Gebirg bildete nun einen weiten Halbkreis von links nach rechts hin. Rechts an seinem äußersten Ende lag, in der Ferne Sperlonga, rechts in unsrer Nähe auf halber Bergeshöhe sehr reizend und stolz Montecelli. Durch die Wiesenebene voll Laubwald fuhren wir in die mittelalterlichen doppelt und dreifachen Mauern Fondi's, ein engstraßiges schauerliches Banditen- und Bettlernerst. Da lagerten sie auf der breiten, großen Treppe, da umgaben sie winselnd und bettelnd, lauernd und lachend den Wagen. Die Dogana war mit dem angebotenen Pfaster nicht zufrieden, alles Gepäck ward abgeladen und durchgekrant, Geneviève von Lamartine als verdächtig zurückbehalten. Abermals Pässe visirt, Geld bezahlt. Nach einer Stunde, mit 2 Vorspannpferden vor die vier, durch ein Meer von Bettlern das Gebirge hinauf. Bald sahen wir von der Höhe Gaeta, Stadt und Berg und Häuser besetzte Meeresbucht. An Cicero's Grabdenkmal vorbei. Nachtquartier in Molo di Gaeta, wo wir vom hohen Zimmer des Hotels bei dem aufsteigenden Duft des dichten, weithin sich ziehenden Orangenwaldes voll goldner Früchte nach allen Seiten hin über Gebirg und Thal, Stadt und Meer eine Aussicht zum Entzücken genossen. Mittag in Capua Pässe visirt, Geld bezahlt. Es ist nun ein flacher, einförmiger Weg bis Neapel. Hier bei der Dogana mit 1 Pfaster vom Untwühlen der Sachen losgekauft, hundert Schritt weiter

Pässe abgegeben, Geld bezahlt und den brandschazenden Fachino's (Gepäckträgern) in die Hand gefallen.

Am 10. (22.) April. Vor einem Jahr saßen wir in mancherlei Abschiedsgedanken nebeneinander, es war der letzte Abend. Der Abschiedsgefang der Schmidtschen Schüler klingt mir noch in den Ohren und der Abschied pulst mir noch im Herzen. Heute sehe ich übers Meer, sehe Capri, einen Theil des Golfs und der Stadt Neapel. Das Wetter ist eben trübe und regnerisch und der Golf von Neapel sieht so albern aus wie der Birzertw bei Waibla. Der wackere, liebenswürdige Apotheker Borncastel ist allen durchreisenden Deutschen ein freundlicher Helfer. Mit Pastor Nemy gab es sogleich ein warmes Gespräch über Union und Lutherthum. Nachdem wir das Sehenswürdige gesehn (nur nicht den Vesuv und Samaldoli), das Museum Borbonicum, Capodi Monte mit seiner herrlichen Aussicht, Virgils Grab, den Pausilipp und Pompeji, zogen wir nach Sorrent, bei scharfem Winde und hoher See mit dem Marktboot. Auf ein paarhundert Felsstufen steigt man den hohen Felsabsatz hinan, der unten mit wunderbaren tiefen und hohen Felsgrotten — in die das Meer mit blaustrahlendem Licht hineinrauscht — ausgeziert und mit rosablühenden Indusbäumen, gewaltigem Ephen, monströsem Cactus, Aloe und mit unendlich herabhängendem Gardinenzeug von Schlingtraut und weißen und rothen Rosen ausgeschmückt ist. Oben in der schmalen Ebene, welche wieder von dem herrlichsten, wohlbebauten und benutzten, mit Drängen, die zugleich blühen und Früchte tragen, mit zwei Etagen hoch wachsenden von Baum zu Baum

hinübertrendendem Wein, mit Maulbeer-, Del- und Feigenbäumen (und unter diesen Bäumen mit Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Zwiebeln, Kohl, Erdbeeren, mit Eichen, Platanen, Kastanien, Walnuß, Akazien besetzten Gebirge eingefaßt wird, welches Gebirge mit Villen, Dörfern, Klöstern, Kirchen, flachdachigen Häusern malerisch ausgestattet ist — oben in dieser Ebene liegt das schmalsträßige Sorrent an einer herrlichen querdurchschneidenden Felschlucht. Sorrent setzt sich fort in dem sogenannten Piano (planum Ebene) di-Sorrento, ein meilenlanger und halb so breiter Orangen-, Wein- und Feigengarten, den man zugleich Dorf und Stadt nennen könnte, weil darin die Villen und Häuser oft zu ganzen Straßen verdichtet, oft vereinzelt sich finden. In diesem Piano, wo der Orangenduft höchst forte ist, wohnen wir in der Villa Cocumella, Paradies von allen Seiten. Aussicht unten wenig. Aber von den Mauern ragen die frucht- und blüthebeladenen Apfelsinen und Citronen herüber, so herrlich duftend, daß ein höherer Sinn sogar mir eingefeischem Raucher das Anzünden der Cigarre oft verbietet. Aus den Mauerpalten ragen blühende Leukoien und Goldlack hervor und goldgrüne glänzende Eidechsen rennen eiligt die senkrechte Mauer; hinab und hinauf, bleiben stehen, recken den Kopf in die Höhe und fragen mit ihren klugen Augen neugierig: woher man komme, wohin man gehe, und какой чинъ \*)? und andere dergleichen wichtige Lebensfragen! Unser Zimmer hat die köstlichste Aussicht über das Piano auf's Gebirge hin,

---

\*) Russisch: Welche Rangklasse?

nach Westen und Osten. Unsere Terrasse — das flache Dach eines Flügels der ersten Etage, zum Theil von Weinlaub beschattet, liegt nach Norden hin. Hier kann man lustwandeln und genießt eine Aussicht, die zum Lobe Gottes auffordert. Unmittelbar unter der Nase weithin nach rechts und links Drangental, dann das Meer, dessen tiefe Bläue Niemand mahlen kann, ebenso wenig sein Spielen in Violett und Purpur, in Grün, in Silber und Gold, wenn die Sonne bei Procida untergeht. Und mit welchen Farben werden die fernen Inseln, der Vesuv, die nahen rothen und grauen Felsen durchleuchtet! Links am Horizont erhebt sich Ischia, dann streckt sich Procida lang hin, die Bucht von Bajä, die Höhe von Camaldoli, dann St. Elmo mit dem ganzen Neapel darunter, dann die ununterbrochene Fortsetzung von Neapel, Portici, Torre del Greco, Torre Annunciata, der Vesuv, Castellamare und endlich die Felsen, welche unser Piano einschließen.

Von den freundlichen Bewohnern der Villa Galano aufgefordert machten wir mit ihnen einen paradiesischen Spaziergang ins Gebirge hinauf, durch ein Eichenwäldchen hindurch und hatten köstliche Blicke in die schwindelnde und doch schöne Tiefe, - in die Weite des Meeres, zu den ganz verklärt und geisterhaft strahlenden Felsen Capri's. - Jedes Fliedchen Land bebaut, unter dem Schatten der Feigen, Oliven, Maulbeerbäume und Drängen üppiges Korn oder Gemüse und hochrankender Wein!

Darauf haben wir mit denselben Freunden und mehreren Landsleuten und Bekannten Hausgottesdienst gehalten!

Am 26. April a. St. haben wir zu Boot die Fels- und Meergrotten unter Sorrent besucht. So schön das pittoreske, steile, grotten- und blüthenreiche Ufer ist, muß man doch immer wieder das Auge voll Verwunderung auf das Wasser richten, dieses indigoblaue Meer. Es schillert grün, lilla, purpur und violett golden. Dabei ist es in große Tiefe hinein ganz klar und durchsichtig, so daß man unten den weißen und grünen Grund und die Fische prächtig blitzen und leuchten sieht. In flüssigem Saphir gleitet man dahin und jeder Ruderschlag wirft eine Girandola blizender Perlen auf die Oberfläche. Rudert man vorsichtig durch die engen niedrigen Oeffnungen in die wiederhallenden Grotten hinein, so leuchtet dort Alles so dunkelblau, daß man sich ins Feenland versetzt glaubt.

In 2 $\frac{1}{2}$  Stunde geht es hinüber nach Capri und seiner blauen Grotte. Hier steigt man in einen kleinen Kahn mit zwei Rudern, bückt beim schmalen niedrigen Eingang den Kopf und — husch ist man drin! O Wunder Gottes, wer kann das begreifen! Sobald man in das dunkle, sogleich hochaufsteigende Gewölbe hineingerudert ist, so ist's als führe man nicht mehr auf Wasser, sondern auf lauter Himmel, oder auf lauter flüssigem Mondschein, oder auf flüssigem, durchsichtigen Silber, welches klarer, durchsichtiger und leuchtender ist als unsre Erdenluft. Das Gestein in der weiten, meererfüllten hohen Höhle leuchtet alles blau und schaut man zur Oeffnung zurück, so sieht das Wasser so herrlich dunkel azurblau aus, wie es nur in schönen Träumen sein kann. Wer macht denn in der dunkeln, dunkeln Höhle das Wasser

so hell und leuchtend als ob unten im tiefen Grunde die eigentliche Sonne scheinen oder doch eitel Vollmond zehnfach leuchten müsse? Was man ins Wasser steckt, das Ruder oder die Hand, strahlt alsbald ein silbernes Licht von sich. Der eine Ruderer sprang nackt ins Wasser und schwamm daher; ach, das colossale Johanniswürmchen in Menschengestalt? Und unten an den Ufern der Höhle das silberne Gestein, die silbernen Korallen! Fürwahr der große Meister der Schöpfung hat sich da ein Lob bereitet!

Wir ritten nicht zur Villa des Tiberius, von deren Höhe herab seine antike Majestät Verurtheilte und Sklaven zu ihrer Augenweide herabstürzte. Wir fuhrten uns Cap Companella nach Amalfi. Beispiellose Scene! Schon als wir rudern langsam nahten, entstand ein Geschrei und Getümmel unter dem Gefindel am Ufer. Ihrer wohl 60, groß und klein, alt und jung, mit aufgestreiften Hosens stürzte ins Wasser uns entgegen, bettelnd, schreiend, zupfend, daß wir auf ihre Arme steigen und uns ans Ufer tragen lassen sollten, weil das Schifflein nicht ans flache Ufer herankonnte. O. commandirte, sie sollten eine Bank holen, wir würden uns nicht tragen lassen. „Sie würden vortrefflich tragen“ betheuert sie und prügeln sich unter einander. Ich hatte mir fest vorgenommen, an meiner stolzen Ruhe sollten sich brechen diese wilden Wellen. Aber bei weiterm Verlauf dieses See- und Landgefechts war ich bei äußerer Ruhe doch oft innerlich so erbost, daß ich ganz nah daran war einen oder den andern jungen Bewohner von Amalfi mit dem Parapluie oder sonst wie zu vernichten. End-

lich wurde unter Protest der Andern von Einem ein viel zu schmales Brett gebracht. Wir blieben also ruhig wartend stehn und stießen nur ab und an aufkletternde Bettelungen in's Wasser zurück. Endlich kam ein allenfalls genügendes Brett. Der es anlegte, bekam natürlich Prügel von dem Träger des ersten Bretts. Die Ausschiffung ward glücklich vollzogen. Das Gepäck trugen wir selber. Zwischen schreienden, zupfenden, gesunden und widrig verkrüppelten Bettlern zogen wir zum Gasthof. Ein Junge bettelte um meine Cigarre, die ich im Munde hielt und rauchte. Er legte dabei schon beide Finger an die Cigarre. Dem gab ich eine Maulschelle, so daß er rücklings in den Sand fiel. Dies lichtete etwas die Umgehend. Aber bis zur innern Treppe des Hotels begleiteten sie uns. Wenn wir auf's Balkon traten, schlugen sie unten Purzelbäume, schnitten Grimassen, warfen die kleinen Kinder auf dem Sande hin und her. Morgens in's Mühlsenthal und in höchst antiker, hoher, durchlöcherter Kalesche nach Salerno. Die Bettler immer mit. Amalfi übertrifft Rom und Neapel in diesem freien Gewerbe. *'gnor! qua cò! (signor date mi qualche cosa); more di fame!* Macht man einen Witz oder Spaß, so lacht der Hungersterbende laut auf, schreit man ihn verdrießlich an *va via!* so macht er einen affectirten Satz, lacht und bettelt weiter. Jeder von ihnen pflegt viele Duzend Läuse mehr mit sich zu führen, als sein eigner Körper zu unterhalten im Stande ist! — Und doch ist dieses Gesindel nicht gegen Belehrung und Zurechtweisung verschlossen. Seelsorger sind genug da. In Sorrent auf 6000 Einwohner 600 Geist-

liche. Aber das ist's eben! Gott hat sich hier einen herrlichen Tempel gebaut, aber er ist zur Mördergrube geworden.

Nach Pästum fuhren die Andern. Wir gaben die herrlichen Tempel auf um Kräfte zu sparen.

Ungern verließen sie Sorrent. In Neapel nahmen sie herzlichen Abschied von Nemy's und gingen an Bord des „Languedoc“ um nun nach Deutschland zurückzukehren. Eine Compagnie Delphine umgab das Schiff, „wie fliegende Husaren die Kutsche eines Fürsten. Es sah schön aus, wenn die großen Kerls ihre weiten Säbe über's Wasser machten.“ In Florenz sahen sie „eine aller-nobelfste Auswahl“ des Sehenswürdigen im Palast Pitti und degli Ufficio, im Naturalien- und anatomischen Wachsfiguren-Cabinet, im Garten Boboli, einige Kirchen. „Was mich aber am Meisten entzückt hat, das war jene metallene Kirchentür von Lorenzo Ghiberti, von der Michel Angelo gesagt hat, sie sei werth die Pforte des Paradieses zu sein. Dieses Wort hat mich Kunstblinden nicht geärgert. Weder Raphael's Madonna, noch die mediceische Venus, noch Michel Angelo's Moses haben mich mit Huldigung erfüllt. Aber in diesen metallenen Darstellungen aus dem 1. Buch Moses weht ein so herrlicher, heiliger, lebendiger Geist, daß ich ganz warm und froh wurde!“

„Am livländischen Himmelfahrtstage, in sehr früher Morgenstunde, verließen wir Florenz. Wie habe ich da immer an die Fellinsche Gemeinde, an die vielen Communicanten, an die jungen Abendmahlserfllinge gedacht und besonders an meinen Stellvertreter Bruder J., auf

dem die theuerwerthe Segenslast jetzt lag, die an diesem Tage — und mehr noch an dem Tage vorher — sonst mich niederzubeugen pflegte!

Es ist ein ungemein schöner Gebirgsweg in das Thal von Bologna hinab, welche Stadt ihren Namen von den berühmten Bologneser Hündchen hat, deren Rage jetzt ausgestorben ist! In der Kirche des heiligen Domenicus müssen herrliche classische Kunstwerke dazu dienen, menschliche Heiligkeit, ja sogar die Domenicanische Inquisition, zu vergöttern. Am Sonnabend fuhren wir munter in der Diligence etwa 300 Schritt und stiegen oder kletterten dann wieder heraus, weil der Wagen umgefallen oder vielmehr an ein Haus gefallen war und zwar mit vollem Recht, denn das linke Hinterrad hatte sich plötzlich in kleine Theile aufgelöst. Wir gingen eine Stunde in den Arkaden auf und ab und dankten Gott, daß der Unfall uns nicht 50 Schritt weiter getroffen hatte, auf der schmalen mit niedrigem Geländer versehenen Brücke über den reißenden Strom. Ueber Ferrara nach Benedig. Erst mit der Eisenbahn auf dem schmalen Wunderbau des Lagunendamms über das weite flache Meer hinbrausend, dann in einer bequemen Gondel durch breite und schmale Kanäle unter wohl zwanzig Brücken weg zum Restaurant français. Von da auf den Marcusplatz. Diese wunderseltame Stadt haben wir noch genug genossen, um einen unauslöschlichen Eindruck von ihr und ihrem stillen Gewühl mitzunehmen.“ — Ueber Verona und Trient nach Bogen. Nicht Trient, sondern Bogen ist die erste deutsche Stadt. Dies Bewußtsein durchdrang mich wohlthuend beim Anblick

deutscher Andacht in der Domkirche, im hellen Contrast zu italienischer Zerstretheit oder bigotter Versunkenheit. Marie vermißt die italienische Luft und vergleicht Alles mit Sorrent. Das ist aber ungerecht, weil Sorrent höchstens nur noch 14 Werst vom Paradiese entfernt sein kann! Ueber den Brenner kamen wir gegen Abend nach Innsbruck. Die 28 eisernen Statuen, die wie eine Alee das Grabmal Maximilian's umschließen, machten im Helldunkel einen eigenthümlichen Eindruck. Rudolph v. Habsburg erkannte ich gleich an seiner großen Nase. Am andern Morgen besahen wir das Denkmal bei vollem Licht. Die Marmorhautreliefs aus dem Leben Maximilian's haben mich in freudige Bewunderung versetzt. Alles ist lebendig, geisterfüllt, der Pinsel eines Miniaturmalers kann nicht mehr in's Einzelne gehen, kann die Muster der seidenen und sammetnen Gewänder nicht zierlicher zeichnen, die vielen hundert Menschenportraits nicht sprechender und charakteristischer malen, die Perspective treuer darstellen, als es hier der Meißel Collin's in Stein gethan hat!

Als wir von Schloß Amras heimgekehrt waren, stellte sich bei mir ein trockener Kitzelhusten ein, so hartnäckig anhaltend, wie ich ihn lange, lange nicht gehabt. Ich ließ mich um und um mit Senf beplastern. Es ward aber erst nach 11 Uhr besser, kehrte jedoch am folgenden Tage wieder. Ihr seht was für ein zartes Zuckerpüppchen ich noch bin. Nachdem mein starker Kitzelhusten besenftigt war, reisten wir auf schöner Gebirgsstraße längs dem Achenthalersee zum reizenden Kreuth, immer in den sogenannten Stellwagen, die ihren Namen

daher haben, daß sie fast gar nicht aus der Stelle kommen, sondern gewissermaßen immer auf derselben Stelle bleiben. Diese Stellwagnisse haben mit München ihr Ende erreicht.

Ein Arzt in München entschied für 6wöchentliche Cur in Weilbach und gemächliche Heimreise im August. Daß trotz all der Liebesopfer meiner Freunde ich in meiner Person keinen erstarrten arbeitskräftigen Menschen mitbringe, wird die Freude des Wiedersehens sehr trüben und ich werde steter Erinnerung bedürfen an das Gute, das der Herr an mir gethan, damit das Gefühl der Demüthigung das Danken und Loben nicht verschlinge!“

In Erlangen, wohin sie am 15. Juni gelangten, hatte Holst eines Abends den Genuß bei Prof. Karl v. Raumer Harnack, Rudelbach, Hofemann aus Paris, Delitzsch, Thomasius, v. Hofmann, Schmidt und Nägelsbach zu sehen. Sodann aber unterzog er sich hier einer ärztlichen Untersuchung, von der Holst selbst sagt: „ich habe vor dem Manne wie ein Weichkind vor dem Weichvater gestanden“, und die allerdings nach Holst's eigener Beschreibung einen tiefen und auch abschließenden Charakter an sich trug.

Nachdem nämlich die Untersuchung durch Beklopfen, Behorchen und Befragen geschehen war, lehnte sich der Arzt in seinen Lehrstuhl zurück, sah Holst an und sagte: *Sah!* und nach einer Pause abermals: *Sah!* Die Krankheit liegt wohl sehr entschieden und ausgeprägt da! Sie haben Tuberkeln gehabt, die Lungen sind auch noch krank. Sie werden wohl nie ganz gesund werden, aber die Krankheit ist jetzt nicht lebensgefährlich. Ihr Lungenleiden ist

durchaus nicht das hauptsächlich und wesentliche, die Lungen haben noch genug Lebensfähigkeit, obgleich beide angegriffen sind. Der Hauptsitz ihres gegenwärtigen Leidens ist in den Nerven. Was Ihnen am Meisten und fast möchte ich sagen: einzig und allein noththut, das ist — Ruhe, Ruhe des Körpers und Gemüths. Sie können noch 15 Jahre leben, Ihre Leidenszustände können dabei noch fünffach, zehnfach qualvoller werden, Sie können aber auch einen ganz leidlichen Gesundheitszustand erreichen, der viel besser ist als der gegenwärtige. Aber die Bedingung zum letztern ist Ruhe. Keine anstrengende Bewegung, keine Berge ersteigen, keine Treppe rasch hinauf oder hinunter. Aber das körperliche Ruhigwerden muß von Innen kommen. Sie müssen jede lebhafteste Erregung vermeiden, dürfen nicht so laut sprechen, nicht so lebhaft erzählen. Sie müssen ihre Natur von Innen heraus ändern. So schwierig dies und unmöglich dem Gesunden ist, müßte es doch dem Kranken möglich werden, der es weiß, daß die Vermehrung oder Verminderung seiner Krankheit in seine Hände gegeben ist!

Als Holst die Frage that, ob er sein Amt verwalten dürfe, sagte der Arzt: ebensovienig wie Sie jemals ohne alle körperliche Bewegung sein dürfen, ebensovienig ohne pflicht- und regelmäßige Beschäftigung. Bei dem unruhigen Nichtsthun des Reisens kommt nichts heraus! Aber freilich kann ich Ihnen nur eine solche Beschäftigung wünschen, die das Heil der Seelen nicht so direct tangirt; am Liebsten würde ich Sie bei den Acten eines Consistoriums oder bei einer Bibliothek anstellen.

Auf die sodann folgende Wassercurfrage ließ er sich

gar nicht ein, wick immer aus und erklärte endlich: ich erwarte von keinerlei Wasser für Sie etwas Erleckliches, meine Arznei für Sie ist Ruhe. Doch brauchen Sie ein beruhigendes Mittel, Morphiumpulver, die sie immer bei sich führen, aber nur nach der Hefigkeit des Nigelhustenanfalls brauchen müssen. Nach meinem Rath sollten Sie mit vernünftiger Ruhe sogleich nach Hause reisen um ruhig bei ihren Kindern zu sein. Jedoch wenn Sie hier in Deutschland einen angenehmen Erholungsort finden, so mögen Sie sich noch zuvor erholen und meinetwegen das Weilbacher Wasser trinken.

Als Holst von seiner großen Empfindlichkeit gegen Erkältung sprach, meinte der Arzt, er könne sich darin wohl täuschen und selbst hierin sei mehr auf die Nerven als auf eigentliche Empfindlichkeit gegen Kälte zu schieben.

Holst's Erfahrung und Empfindung stimmte mit Vielen überein, was der Arzt gesagt hatte. Da er einen angenehmen Aufenthalt nicht verbot, heimische Aerzte ihn forderten, so beschloß Holst noch in Deutschland zu bleiben und in Baden-Baden Weilbacher Wasser zu trinken, was um so gerechtfertigter war, als er voraussah, daß zu Hause nicht Ruhe, sondern viele Unruhe seiner warte. Von hier aus schrieb Holst: „Daß wir im Frühling vorigen Jahres das Vaterland verlassen und recht weit in die Fremde ziehen konnten; betrachte ich als eine Wohlthat, ja als eine Nothwendigkeit für unsern damaligen Zustand nach Leib und Seele. Was mir damals Noth that kann wohl kein fremder Arzt beurtheilen. Die Reise-strapazen mögen gewiß geschadet haben, dagegen der siebenmonatliche Aufenthalt in Rom hat mir doch wohl-

gethan. Ich glaubte doch, daß die Liebesopfer meiner Freunde nicht vergeudet sind, was für Strapazen, Arbeit, Mühen in der Heimath sind mir dadurch erspart. Welchen Schatz wohlthuender Erinnerungen haben wir mitgebracht, auch eine Fristung des Lebens — vielleicht eine angebahnte Besserung für künftige Tage und eine segensreiche Werthschätzung alles Guten in der Heimath, eine schonendere, geduldige Anschauung dessen, was dort schwer, schief, verkehrt ist. So lobe ich Gott den Herrn und sagen Alle, deren freundliche Opfer und gläubige Gebete auch für unser Beider leibliche Besserung nicht ohne Frucht geblieben sind.“

In Baden erreichte ihn noch die Nachricht von dem unerwarteten Tode des Pastors Emil Hirschelmann. „Aspmuths und Rybers Tod begriff ich gleich mit ganzem Gemüth. Diese Botschaft steht nur wie ein unwirkliches Phantasiebild vor mir. Der Herr, hat mir viele und mannigfache Gaben durch diesen Bruder verliehen, der mir oft Trost und Stütze gewesen, durch den ich viele der freundlichsten meiner Lebenstage genossen. Er war einer von denen, dessen Wirksamkeit nicht nur auf den Einzelnen beschränkt war, sondern als förderndes Element den Dank der ganzen Landeskirche erwerben mußte. Friede sei mit dir, mein Bruder! Dir hat der Herr die Gnade erwiesen mitten aus der Arbeit dich abzurufen. Friede sei mit dir, ruft dir ein Invalider nach, der schon lange feiert und dem du schon vor Jahren liebevoll und kräftig unter die Arme gegriffen. Was wir mit einander verhandelt, darüber kennst du jetzt des Herrn Meinung und

Spruch aufs Gewisseste — Du schauest schon, was ich noch glaube!“

Einem Freunde in der Heimath, der unzufrieden war, daß Holst nicht nach Lippsthal gegangen war, sagte Holst: ein reisender Kranker macht wohl noch mehr die Erfahrung als jeder Andere, daß die Meinungen und Befehle jener Macht, die mit dem Collectivnamen Arzt bezeichnet wird, auseinandergehn. Mir hatte der Arzt gesagt: gehe zum Winter nach Egypten. — Nein, bleibe am Genfer See! — Nein, in Venedig! Bleibe den zweiten Winter im südlichen Deutschland. Nein, das nur ja nicht, sondern wenn du nicht nach Italien kommen kannst, so gehe lieber nach Hause! Gebräuche im Sommer das Bad Lippsthal, denn du scheinst doch tuberculös. Nein, trinke bloß Weibacher, denn du bist kein Tuberculöser! Ach nein, thu lieber keins von Beidem, sondern geh nach Hause, du hast Tuberkeln gehabt. Soll da ein Laie nicht confus werden und wird er nicht getrieben, seine eigne Laienerfahrung mit in die Wagschale zu legen?! Nach Lippsthal bin ich nicht gegangen, weil dort es hauptsächlich auf Bäder ankommt, vor denen und ihrer Erkältungsgefahr ich seit Ems große Scheu habe. Auch Anderes aus Lippsthal hat mich abgeschreckt.

Nach der Rückkehr im Herbst 1854 war es Holst beschieden noch 6 Jahr im Amte zu wirken, was doch wohl auch als eine wohlthätige Folge seiner Reise anzusehen ist, da er im Frühling 1853 so elend gewesen war, daß man seinen Tod erwartete. Es waren diese letzten Jahre schwer um seiner leiblichen Gebrechlichkeit willen,

die immer größer ward, da alle Verhältnisse die vom Erlanger und auch schon früher vom römischen Arzt verordnete Ruhe unmöglich machten: Aber es brachten diese Jahre auch viele freundliche Erfahrungen und besonders die wunderbare Hilfe des Herrn, der in den Schwachen mächtig ist. Die Aufforderung eines ihm lieben, nahe verwandten Arztes in St. Petersburg, welcher zu einem Versuch mit der Lingschen Heil-Gymnastik rieth und ihn dazu nach St. Petersburg einlud, auch der Rath anderer befragter Aerzte führte Holst im December nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg, wo er zwar bis zum Anfang Februar blieb, auch selbst großes Gefallen an der Cur fand, von der er meinte, daß sie früher und unter günstigeren Umständen angewendet, ihm gewiß sehr wohlthätig gewesen wäre, aber theils durch die Winterkälte, theils durch den Tod seiner lieben Schwiegermutter, deren starkes Herz durch den Schmerz über schwere Todesfälle gebrochen war, und auch durch eigene Krankheit viel von den guten Wirkungen seiner ausländischen Reise einbüßte. An dem Sterbetage des Kaisers Nikolai I. verließ er St. Petersburg und die erste Amtshandlung in Fellen war die Beeidigung für Kaiser Alexander II. „Sie war unbeschreiblich feierlich,“ wie überhaupt seine Gebete für das Kaiserhaus und die Obrigkeit aus tiefstem Herzen kamen und darum auch die Zuhörer ins Gebet hineinzogen.

Aber — wie Holst schon auf der Reise oft geäußert hatte, sein Befinden, die Nothwendigkeit Gehülfen zu halten, das Gefühl, daß die Gemeinde unter solchem Zustande des Pastors leiden müsse, brachten ihn zu der innern Entschiedenheit das heilige Amt niederzulegen. Als er

aber davon sprach, bat ihn die Gemeinde so herzlich und dringend sich lieber einen Gehülfen zu nehmen, damit er wenigstens in ihrer Mitte bleibe, daß er dieser Bitte nachgab. Aber nun beschäftigte ihn unausgesetzt der Gedanke der vollständigen Trennung beider Gemeinden und der Einsetzung eines eigenen Stadtpredigers für Fellin. An die Ausführung dieses Planes war aber nicht zu denken, so lange der Senior noch lebte und da Holst immer meinte früher heingehen zu müssen, als sein Senior, so schien dieser Plan sehr zweifelhaft.

Sechs junge Candidaten oder Adjuncte waren nacheinander noch längere oder kürzere Zeit seine Gehülfen und die Mühe, sobald einer eine andere Bestimmung erhalten hatte, wieder Andere zu suchen, die mitunter recht weitläufigen Unterhandlungen, die sich zeigenden und wieder schwindenden Hoffnungen bei Holst's zunehmender Kränklichkeit griffen ihn gemüthlich sehr an. „Nun wieder Schreiberei — schreibt er 1858, als eben wieder ein junger Gehülfe an eine eigne Gemeinde gezogen war — nun wieder Suchen. Meine letzte Lebenskraft geht darauf Adjunctenjagd zu halten! Ich habe keinen Athem mehr dazu! Ich kann weder suchen, noch es unternehmen junge Männer, auf einige Monate vielleicht, ins Amt einzuführen und dann wieder wegziehen zu sehen. Kann ich nicht einen bekommen, der für die Zukunft sicher gestellt wird, so daß er mir bleibt, so muß ich doch meinen Abschied nehmen.“

Uebrigens konnte Holst, besonders in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus dem Auslande noch auffallend viel leisten. Lange Zeiten hat er keinen Sonntag aus-

gesetzt, auch im Gefängniß viele Besuche gemacht und namentlich außer den gewöhnlichen großen Confirmationslehren noch besondere Lehren mit jungen Vagabunden gehalten, die verschickt und vorher noch confirmirt werden sollten. Im Jahre 1858 hatte Holst noch eine solche Confirmation. „Nie werde ich den Eindruck derselben vergessen, schreibt seine Frau. Valentin, ich, der Confirmande und der Soldat, der ihn bewachte, waren allein in der Kirche. Da sprach ein Hirtenherz zu dem armen Jungen, dem auch ganz still die hellen Thränen über die Wangen liefen.“ — Es war auch merkwürdig, daß der Kitzelhusten, der ihn je mehr und mehr so fürchterlich quälte und der auch die ihn umgebenden Menschen in Angst versetzte, ganz gewichen zu sein schien, so lange er in der Kirche sprach. Da hat der Herr wunderbar geholfen und seines guten Wortes reinen Klang nicht stören lassen durch die Plage, der er sonst Macht gab über seinen Knecht. Das Wort war vollkommen, der Knecht, der es verkündigte, bedurfte nur für sich noch der letzten Läuterung. Wo er das heilige Wort sprach, da hieß es zur Plage: rühre meinen Heiligen nicht an! — Auch hat Holst in seinen letzten Lebensjahren noch ganz herrliche Predigten gehalten, von denen aber keine Concepte vorhanden sind \*). Die hat er nach kurzen Annotationen frei gehalten. So wird von einer Predigt über das Evangelium vom Zinsgroschen erzählt, wahrscheinlich im Jahr 1858 oder 1859, welche ein junger Pastor angehört hatte, der von ihr so erfüllt war, daß er sie bald

---

\*) Die in der Bertholtschen Sammlung gedruckte Predigt

darauf dem letzten Adjuncten Holst's, der auch sein erwünschter Nachfolger wurde, und der sie nicht hatte anhören können, stehenden Fußes noch einmal hielt.

Als im August des Jahres 1856 der Senior so schwer erkrankte, daß er davon sprach seinen Abschied zu nehmen, da trat der Plan, der Trennung beider Gemeinden wieder hervor, zugleich aber auch die Frage, ob Holst nun, wo auch seine Kräfte auf die Neige gingen, noch die Stelle des Seniors einnehmen sollte. Treulich hat Holst diese Frage tief im Herzen bewegt, sie auch mit Andern, namentlich mit dem Generalsuperintendenten und Propst besprochen. Er hat sich immer ganz in des Herrn Hand gegeben, war stets um der Gemeinde willen bereit sein Amt aufzugeben und einem Stärkeren Platz zu machen. So war er am ersten Sonntag nach seiner Rückkehr aus dem Auslande, nachdem Pastor F. gepredigt hatte, im Ornat an die Barriere getreten, welche das Schiff der Kirche von der Altarhalle trennt, hatte die Gemeinde mit liebevollen Worten begrüßt und sie aufgefordert, die Bedienung der Pfarre mit rechtem Gebet vor den Herrn zu tragen, nicht darum zu bitten, daß er ihnen zurückgegeben werde, sondern daß der Herr nach seinem Willen den rechten Arbeiter sende und die ganze Sache nach seinem Willen leite. Dann hob er seinen Arm in die Höhe und sagte: „der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!“ Ebenso stand er nun zu der Sache. Natürlich bewegte sie sein und der Seinigen Herz tief, wie ihr zeitlich Geschick ja auch damit in Zusammenhang stand. An einem Sonntag Morgen, als eben wieder die Frage Allen recht nahe getreten war, versammelte er alle die

Seinen um sich zum Gebet, las den 118. Psalm, betonte darin mit seiner herrlichen Stimme das: „seine Güte währet ewiglich“ und besonders die Worte: „es sage das Haus Aarons seine Güte währet ewiglich.“ Daran schloß er eins von den Gebeten, die aus der Tiefe des Herzens durch die Wolken dringen. — Auch die Kinder empfingen davon einen tiefen Eindruck und der Sohn Mathias, welcher dabei gewesen war, schrieb nach dem Tode des Vaters an die Mutter: Wie schön ist es, daß Vater sich so ruhig und treu in seinem letzten Kampf zu seiner Fahne halten konnte, der er den Dienst seines Lebens geschworen. Erinnerst Du Dich noch jenes Sonntagmorgengebets als es sich um Abdanken oder Bleiben handelte. Seine damals so energisch ausgesprochene Zuversicht in den Worten: „und seine Güte währet ewiglich, wird mir unvergeßlich bleiben.“ — Und weil der Herr ihm so wunderbar im Amte half, weil die Gemeinde selbst es wünschte, daß er bliebe, und weil für die Seinen viel davon abhing, daß er als Senior aus dem Amte scheide, da auch sein Senior ihm zuredete, so entschied er sich im Vertrauen auf den Herrn in das Seniorat einzutreten, zümal der Senior an der Brustwassersucht ohne Hoffnung daniederlag. Diesen besuchte er oft und seine Besuche waren dem Kranken sehr lieb. Er dankte ihm dafür, benutzte sie auch zu recht offenem herzlichem Aussprechen, also daß, als Pastor Carlblom am 4. Februar 1857 starb, beide Freunde mit vollem Frieden von einander Abschied nahmen. Schon vorher, am 20. Januar war Holst vom Propst in beiden Gemeinden als ordinarius introducirt worden, da er bisher Adjunct gewesen war.

Auf Holst sowohl wie auf die beiden Gemeinen hatte die ganze Art wie der Propst dieses that, einen sehr angenehmen Eindruck gemacht, während es in Bezug auf die deutsche Gemeinde vorher wie eine leere Formalität erscheinen wollte, da Holst am 5. Febr. dieses Jahres schon 24 Jahr deutscher Pastor dieser Gemeinde gewesen war.

Es fanden noch in diesem Jahre viele Besprechungen und auch Convente zur Theilung der Gemeinen statt. Die Sache hatte Anfangs leichter geschienen, verwickelte sich aber immer mehr, so daß für Holst die Aussicht immer mehr schwand, die Sache bald verwirklicht zu sehn. Es ist dies auch erst nach seinem Tode geschehn und er selbst hat immer die beunruhigende Sorge durchkämpfen müssen für die Anstellung seiner Gehülfsen.

Der schon erwähnte stete Wechsel dieser Gehülfsen ermüdete Holst so, daß er am 19. Mai 1858 auf einem Kirchenconvent die Sache zur Entscheidung bringen wollte. Er erklärte am Schluß den Herren, daß er weder Kraft noch Freudigkeit habe bei dem fortwährenden Gehülfsenwechsel im Amt zu bleiben, daß er also vollständig bereit sei, abzudanken und sich emeritiren zu lassen, um frischen Kräften Platz zu machen. Falls sie aber wünschten sollten, daß er noch bliebe mit dem schwachen Reste seiner Kraft, so bäte er sie, seinen Gehülfsen so zu stellen, daß derselbe auch im Fall seines Todes oder seiner Emeritirung eine sichere, feste Existenz habe. Er könne auch nur einen Einzigen dazu vorschlagen \*), wisse aber nicht,

---

\*) Den Cand. Ferdinand Hörschelmann, welcher auch sein erwünschter Nachfolger in der estnischen Gemeinde geworden ist.

ob er den Ruf annehmen werde, denn die Aufforderung zur gewöhnlichen Adjunctur habe er früher abgelehnt. Uebrigens wolle er die Herren mit der Entscheidung nicht drängen, da der bevorstehende Convent zur Gemeinetheilung am 12. Juni Zeit zur Entscheidung und zum Beschluß gewähre. Auf diese Erklärung ihres Pastors baten die Herren ihn, sich ein wenig in ein anderes Zimmer zu begeben, damit sie sich sogleich berathen könnten. Da kam Holst zu seiner Frau und als er sie sehr bewegt und gespannt sah, umfaßte er sie, sah sie freundlich an und sagte: mag nun beschlossen werden, wie der Herr will, wir beide bleiben immer zusammen und das ist gut! — Nach 5 Minuten baten ihn die Herren wiederzukommen und erklärten ihm dann einstimmig ihren Wunsch, daß er bleibe, beauftragten ihn an den von ihm empfohlenen Candidaten zu schreiben und ihn vorläufig in ihrem Namen zu vociren, bis auf dem nächsten Convent die förmliche Vocation ausgefertigt würde. Danach that nun Holst. Als schon umgehend eine Antwort eintraf und Holst abgegeben ward, faltete er die Hände über dem noch unentsiegelten Brief und sprach: Dein Wille geschehe! Langsam ihn öffnend las er dann die Zusage, doch sei der Eintritt erst im October möglich! — Damit war denn dem schwankenden Zustand ein erfreulich und erwünscht Ende gezeigt und da im Sommer dieses Jahres ein anderer Theologe v. Stackelberg, der auch bis nach Holst's Tode als ordinirter Pastor in der Stadt blieb, freiwillig sich der deutschen Gemeinde annahm, so konnte Holst ruhig den October erwarten. Waren so amtliche Sorgen und Arbeiten bis zu dem eben ange-

führten Schluß \*) wirksam um Holst nicht viel Ruhe zu gönnen, so durfte er doch des Herrn Hilfe immer erfahren und die Stellung der Gemeine zu ihm mußte ihn doch stets erfreuen und erquicken. Auch viele angenehme häusliche Erfahrungen verlüßten ihm die letzten schweren Jahre. Holst's hatten bisher immer in einer ziemlich engen städtischen Wohnung gelebt. Am 10. April 1857 bezogen sie das Landpastorat zu Fellin. „Dekonomisch werde ich — schrieb Holst — mich kaum verbessern, da ich dem Adjuncten für die Stadt 400 Rbl. S. abzugeben habe und höchst wahrscheinlich meine bisherigen Zulagen verliere. Aber ich werde Raum haben und Landluft, schöne Sachen. Marie würde auch grüßen, aber sie ist ja schon wieder im Pastorate um einzurichten. Dies Weib von Weinsberg verdirbt mir noch vollends den schlechten Pastoratsweg durch ihr beständiges Hin- und Herkarren. Gottlob, daß sie es bis jetzt hat aushalten können! — Seit Wochen fährt sie jeden Morgen auf Bauer-Equipage beim niederträchtigsten Wege hinaus und kehrt erst Abends zurück. Fast alle Meubles sind schon dort; morgen zieht denn auch meine werthe Person nebst Schreibtisch und letztem-Schrank ins Pastorat hinaus. Mit sehr bewegtem und nicht unbeklemmtem Herzen wird dieser Ausgang und Eingang bewerkstelligt.“ — Der älteste Sohn und der Adjunct

---

\*) Die genannten beiden jungen Männer sind vom Herrn gewürdigt worden, seinen dahinsterbenden Knecht zu stützen und haben es mit großer Treue, Holst zu großem Trost, wie er selbst es oft ausgesprochen hat, sich selbst gewiß auch zum Segen gethan.

empfangen sie und hatten die vielen als Salz und Brod geschickten Liebesgaben hübsch geordnet. Ehe aber ein Bissen Brod genossen ward, versammelte Holst die ganze Hauägemeine um zu loben, zu danken und zu bitten. Dann ging es an eine herzliche und kindliche Freude über die Geschenke, über den weiten Raum des Hauses, über jeden Baum, über den Sonnenschein im Hof und Garten, und sie waren Alle sehr glücklich!

Der älteste Sohn war nur wenig früher Kirchspielsarzt in Helmet geworden, nur 7 Meilen von Jellin entfernt. War diese Nähe schon erfreulich, so durften die Eltern im Sommer 1858 den Sohn auch besuchen und Holst's Freude war groß, daß er einige Zeit unter seines Sohnes Dach wohnen konnte. — Grüste Sorgen um des Sohnes Herrmann leibliche Gesundheit haben unsern Freund in viel Gebet für den geliebten Kranken hineingetrieben, das auch erhört worden ist.

Im Frühling 1858 ward aber Holst selbst sehr krank, wie überhaupt in den letzten Jahren seines Lebens diese Frühlingskrankheiten immer wieder kamen und seine Kraft verzehrten. Als die Frau in diesem Jahr ihre Vorbereitungen zum 5. Februar, dem Tage seines 25-jährigen Amtsjubiläums, ansah; hatten Fieber, Schüttelfrost und stechende Brustschmerzen den Kranken so entkräftet, daß sie nicht wußte, ob jene Vorbereitungen nicht zu einer ganz andern Feier dienen würden. Dennoch erholte er sich und konnte, im Lehnstuhl sitzend, am festlichen Tage die vielen Lieben empfangen. Gewiß haben auch die reichlichen Liebesbeweise, die er erfahren durfte,

viel zu seiner Genesung beigetragen \*). Er war sehr erfreut, glücklich und dankbar über das Unverdiente, was ihm „dem unnützen Knecht“ zu Theil geworden. Er bat, der Herr möge den unnützen Baum das Land nicht mehr hindern lassen, ihm deutlich zeigen, wenn es Zeit sei den Weinberg zu verlassen, wenn er ihn nicht mehr brauchen könne! — Unter den vielen Liebesgaben waren Luthers Werke von Amtsbrüdern, von der Stadt Silber-

---

\*) Holst hat in seiner Scherz und Ernst mischenden Weise in einem Briefe vom 10. Febr. selbst dieses Fest beschrieben. „Am 2. Februar schon kam unser Sohn Leopold. Den 3. Febr. verließ mich das Fieber, aber schwerer Luftmangel, äußerste Mattigkeit blieben. Am 4. Abends kam Bruder M., mir zu großer Ueberraschung und Freude. Wir wußten gar nicht, wer und ob Jemand von den Amtsbrüdern von diesem Tage etwas wisse. Am Morgen des 5. blieben wir allein in stillem Frieden und im Morgensegen konnte ich ungenirt im Kreise der Meinen — zu denen nur M. und mein Vicar N. noch gehörten — vor dem Herrn tief und laut beichten und lobsagen. Nach dem Kaffe kamen nähere Verwandte. Ich ward in das an den Saal stoßende Zimmer auf meinen Lehnstuhl gesetzt, um dort die Cour zu empfangen, denn ich war ja noch ganz matt, unfähig zu stehn und viel zu sprechen. Dann kam mein alter Bruder L., dann stürzt plötzlich und unerwartet mein Propst im Ornat in's Zimmer, schleppt mich in den Saal, schmeißt mich auf einen Stuhl, ich sehe einen schwarzen Haufen Amtsbrüder vor mir, schlage die Augen nieder und weine. Sie singen 2 Verse: wie schön leuchtet uns der Morgenstern, dann hält der Propst an mich eine gar schöne tröstliche Anrede über: selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet &c., dann ein Gebet, wobei die ganze Versammlung niederkniete, dann segnete er mich und nun sangen sie: Nun danket alle Gott. — Jetzt antwortete ich den Brüdern in einer kurzen Rede, ihnen dankend, den Herrn preisend.“

sachen, von 4 Damen ein neuer Ornat, ein seidner Rock mit Eiderdaunen gefüttert, warm wie ein Pelzrock, leicht wie eine Feder. „Der Bürgermeister brachte mir ein zierlich eingebundenes Gratulations schreiben des Rathes so wie auch des Consistoriums. Dann kamen Bürger, einige Kaufleute, Beamte. Bis nach 3 Uhr wogte es im Hause, dann waren alle verschwunden, denn ich vermochte nicht mehr.“ Abends noch Quartett und Thee. Dann war des Tages stiller Abend gekommen. Es war auch ein Stipendium für den Sohn Mathias dabei von den landschen Eingepfarrten. Dies Stipendium war so reichlich, daß Mathias seinen Wunsch erfüllen und ein polytechnisches Institut im Auslande besuchen konnte. Am 27. August d. J. entließ der Vater ihn mit dem 121sten Psalm in die Fremde. Als nun der junge Mensch eben in Hannover angekommen war, und auf der Straße ging, um sich nach einem zusagenden Quartier umzusehn, begegnet ihm ein Herr, den er bald mit großer Ueberraschung als einen adlichen Eingepfarrten des Kirchspiels seines Vaters erkennt. Holst hatte eine Tochter dieses Herrn v. H. confirmirt und viele Freude an ihr erlebt. Bald nach der Confirmation war Herr v. H. besonders einer kränklichen Tochter wegen mit seiner Gemahlin, seinen 2 Töchtern und einem Sohne nach Norderney in's Bad gereist. Dort war die kranke Tochter gestorben. Auf der Rückreise mußten die betrübtten Eltern in Hannover auch die gesunde Tochter an einem Nervenfieber schwer erkranken sehn, woran auch die jüngste Tochter eben gestorben war. Nachdem sie zum Tode krank gewesen, trat eine Krisis ein, die Genesung hoffen ließ.

Eben in dieser Zeit fand das Zusammentreffen des Mathias mit dem Herrn v. S. in Hannover statt. Herr v. S. mußte mit seinem Sohne in die Heimath, die Familie sollte ihm ihrer Zeit folgen. Da auch Frau v. S. noch Reconvalescentin war, so war Mathias täglich dort und gab auch wöchentlich Nachrichten über das Befinden der Kranken in die Heimath. Anfangs lauteten die Briefe gut, wurden aber allmählig immer kürzer, meldeten dann Rückschritte bei der Tochter und am 24. October traf eine Estafette aus Hannover in Fellin ein, welche die Trauernachricht vom Tode auch der andern Tochter brachte. Mathias war in dieser Leidenszeit der Familie nahe getreten, und als Frau v. S. endlich heimgelehrt war, brachte das tiefe Leid ihren lieben Pastor der Familie immer näher. Als nun Holst selbst schon recht schwach und krank war, da ermöglichte es die Liebe der v. S.'schen Familie zu ihrem Pastor, daß Mathias seinen Vater in seiner letzten Lebenszeit besuchen konnte. Im Juli 1859 schlossen die Eltern ihren Sohn in ihre Arme. Aber schon fand dieser seinen Vater sehr verändert. Am 11. Sept. mußten sie den Sohn wieder ziehen lassen. Da fuhr der Vater noch einmal mit ihm in die Stadt um die Reise dort zu besprechen, die schon auf denselben Abend festgesetzt werden mußte. Nachdem Mathias von allen Leuten Abschied genommen, hielt Holst das Abendgebet nach Psalm 91 und 121. Sie beteten auf den Knien. Holst segnete seinen Sohn besonders ein. „Mathias, besonders von mir eingesegnet, bleibt lange auf den Knien. Dann Lebewohl und Vorwärts in Jesu Namen. Im Dunkeln fuhr er davon

mit Herrmann und Conrad, ich weine und bete auf meinen Knien. Marie, Margot und ich blieben zusammen bis Herrmann und Conrad uns die Nachricht seiner Abreise bringen. O barmherziger Gott und Heiland, -behüte meinen lieben Sohn!" So hat Holst selbst in sein Tagebuch geschrieben. Die Mutter schrieb: „nie werde ich den Augenblick vergessen. Mathias hielt sich und wollte seinem Schmerz nicht nachgeben. Nach dem Abschied von Allen, als er hinausging, hielt er das Thürschloß lange in der Hand, warf noch einen langen Blick zurück, sah eigentlich Niemanden an, nur den Raum des Vaterhauses, das er nicht mehr sehen sollte, dann wandte er sich rasch um und sagte: Adieu. Als ich ihn an den Wagen folgte, weinte er bitterlich!"

Elf Tage nach seinem Amtsjubiläum folgte auch noch die Feier der Silberhochzeit. An diesem Tage ging es viel besser mit Holst's Befinden. Er konnte sich ununter und mit seinem alten Humor in der Gesellschaft bewegen und der vielen Liebe, die auch an diesem Tage ihnen zu Theil ward, sich recht von Herzen freuen. Am Morgen früh überräuschte die Eltern der vierstimmig von den eigenen 8 Kindern gesungene Choral „nun danket alle Gott." Beide waren noch in ihrem Zimmer, sanken auf die Knie und beteten während des Gesanges. Dann traten sie heraus und Holst hielt den Morgensegen über Psalm: 127 und 128. Sodann hielt Pastor Widtwitz aus Pfliffen, Holst's alter treuer Freund, eine Ansprache, worin er trotz allem Kreuz zu zuversichtlichem Glauben und fröhlicher Hoffnung mahnte. Die Dienstboten waren auch hereingerufen und Deutsch und Estnisch zugleich ward

daß „nun danket alle Gott“ von Allen noch einmal gesungen. Nach der Rede segnete Holst sein Weib und seine Kinder. Dann kam der Organist Mummie, Lehrer der Musik an der Schmidtschen Anstalt, mit einem Sängerkhor und sang mehrere schöne mehrstimmige Lieder. Holst's 4 Söhne und 4 Töchter waren Marschälle und Brautjungfern. Liebe Gäste kamen und der Tag ward in herzlichster Liebe und Freude verlebt.

Der Herr seines Lebens hat es schön mit Holst gemacht, er hat ihn sich recht bereiten und fertig werden lassen zum seligen Sterben. Konnte er auch allmählig immer weniger leisten, so hat er um so mehr gebetet und war bis zuletzt da, wo er war, Allen zum Segen. Auch seinen lieben jungen Nachfolger durfte er noch einführen in das heilige Amt, hat überallhin noch Trost und Segen gespendet, sein Haus bestellt als ein treuer Haushalter, bis er sagen konnte: „Herr Du weißt's, ich bin ganz fertig!“ \*) Hier stehe nur noch als Schluß dieses Theils der Hergang auf der letzten Predigerconferenz, welcher Holst bewohnte. Es war „die erste Konferenz in seinem Pastorat, die letzte, in seinem Leben,“ wie er selbst sagte. Am Schluß der Konferenz sagte er: ich bin müde und das Arbeiten wird mir schwer, so schwer, daß ich bei einer Alternative: gesund und Arbeit oder fied und

---

\*) In dem Jahr vor seinem Tode starb auch sein ältester Bruder in Riga, und in seinem Todesjahr die einzige noch lebende Schwester, die Pastorin Boffe, im Pastorat Wolsfahrt in Lettland, so daß nun nur noch sein älterer Bruder Leopold v. Holst in Sellin und er von 14 Geschwistern übrig waren.

elend, aber keine Arbeit, fast lieber das Letzte wählen möchte. Ich bin müde! — Als auf dieses Wort Einige Tröstliches sagten, trat Pastor Maurach auf und sprach: lieber Bruder, wir haben Dich nicht zu trösten, sondern zu strafen wegen Muthlosigkeit, und in Erinnerung zu bringen Heermann's Wort: „Leiden ist jetzt mein Geschäft.“ Gedenke auch des Bildes aus dem Landleben: der müde Ackergaul muß nach des Tages Last und Hitze noch sein Ackengeräth nach Hause tragen. So hast auch Du den müden Leib zu tragen bis der Herr Dich ruft! — Tief bewegt nahm nun Pastor Mickwitz das Gesangbuch und sprach: was der Herr uns schickt, wir müssen ihn drum loben, darum wollen wir jetzt singen: nun danket alle Gott! —

Holtz hatte mit bewegtem Herzen und mit Thränen im Auge mitgesungen. Als der Gesang zu Ende, sagte er: liebe Brüder, eure Liebe ist die Bahre, auf welcher sie den Sichtbrüchigen zum Herrn brachten. Und-da Er ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: dir sind deine Sünden vergeben! —

Das war der Schluß seiner Theilnahme an den freiwilligen Conferenzen der Pastoren, die er wohl 20 Jahre hindurch fleißig besucht und an seinem Theil belebt und geziert hatte. Auch dieser Schluß war trotz der Krankheit noch voll Leben und wie er hier das Wort Gottes in sinnigem Vergleich auf das, was da geschah, anwandte, gerade so war es seine Weise immer gewesen. Die Beziehung des Lebens auf das Wort, die Anwendung des Wortes auf das Leben, das war es, worin alle

Gaben der Geburt und Wiedergeburt bei ihm gipfelten und was sein Leben in gesunden und kranken Tagen zu einem reichen und unvergänglichen Leben machte. Ja, so war es bei ihm bis in den Tod hinein, wie wir nun im letzten Abschnitt sehen werden.



Viertes Capitel.

Das Leben im Code.

Der Herr hat gesagt: ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmer mehr sterben.

Dieses tiefen Wortes Wahrheit sehen wir in Holtz's Sterben bestätigt. — Es war im Frühling des Jahres 1860 wie es alljährlich gewesen war. Er hatte zwischen durch sein Amt verwalten können. Aber der Krankheitsanfall dieses Frühlings war besonders stark gewesen. Viele Wochen schon konnte er nie eine ganze Nacht im Bette zubringen und in der letzten Zeit vor dem eigentlichen Ausbruch der letzten Krankheit kleidete er sich selten aus, sondern brachte die Nacht in seinem Lehnstuhl oder in Kleidern auf seiner Couchette zu. Am 25. März fühlte er sich indeß so wohl, daß er hoffte am Gründonnerstag und an den folgenden Festtagen dem Herrn noch in der Kirche dienen zu können. Aber am Abend desselben Tages kamen starke Beängstigungen und in der Nacht auf Palmsonntag entschloß er sich unter hartem Kampf, in der Kirche bekannt machen zu lassen, daß er

sich außer Stande sehe, den Gottesdienst zu versehen. Er hat selbst diese Bekanntmachung aufgesetzt für seinen lieben damaligen Gehülfen und man sieht an dem Ausgestrichenen und Uebergeschriebenen wie seine Seele gerungen hat mit der Hoffnung, doch vielleicht noch wenigstens Einen Gottesdienst halten zu können, bis sein Zustand ihn zur völligen Entfagung zwang. Wie sich das entscheidende Wort endlich losrang aus seiner Seele, so lautet es: Liebe Gemeinde! mit' schmerzlicher Beugung muß ich meinem lange gehegten Verlangen und meiner auch öffentlich kund gethanen Absicht, nach altgewohnter Weise am Gründonnerstage dir das Beichtwort vorzulegen und mit dir gemeinsam des Herrn Leib und Blut zu empfangen, entfagen. Meine Leibeschwachheit läßt es nicht zu. Auch am Osterfeste werde ich nicht predigen. Gnade zur Vergebung der Sünden sei mit Allen, welche jetzt die Früchte des Kreuzes Christi im Sacrament empfangen wollen, — und der Lebensodem des Auferstandenen wolle zum Osterfeste anhauchen Alle, die in Schwachheit Leibes und der Seele dessen von Herzen bedürftig sind! — Lasset uns in der gegenseitigen Fürbitte für einander verharren! Amen.

Seiner Frau sagte er dann: „ich denke, ich werde diesmal noch durchkommen, wenn ich jetzt vollständig Ruhe habe.“ Jene, wenn auch schwere Entfagung auf den Dienst in der Kirche schien einen beruhigenden Einfluß zu üben. Er war den Palmsonntag, den 27. März munter, schlummerte auch ein paar Stunden nach der völlig schlaflosen Nacht. Am Abend wollte er sich vom ältesten Sohne vorlesen lassen, da meldete sich der alte

Hustentügel und verwandelte sich in einen so furchtbaren Erstickungsanfall, daß es ihm und seinem Weibe klar wurde, wohin der Herr ihn rief. Er sprang auf, obgleich er zuvor kaum stehen konnte auf seinen geschwellenen Füßen, sein Antlitz drückte Angst aus, die Augen traten hervor. Wohl eine halbe Stunde dauerte die entsetzliche Qual. Der Anblick von Menschen beängstigte ihn, es war als sei Jeder der Luft im Wege, die er suchte. Hin aus, hin aus, rief er Allen zu, auch Frau und Sohn wollte er wegstoßen, die ihn hielten, weil er allein nicht stehen konnte. Dennoch griff er auch wieder nach ihnen und rief um Hülfe. „Herr, erbarme dich,“ stieß er hervor. Später sagte er: ich wußte, daß ein Mensch, der solche Anfälle habe, nicht länger leben könne. Allmählig ließ der Kampf nach und er betete, noch stehend, von den Seinen unterstützt, in abgebrochenen Sylben: ich danke dir, Herr mein Gott — du hast mich errettet — aus dem tiefen Höllenpfehl, wo der Satan mich mit Fäusten schlug! Noch einmal hast du das schwache Lebenslicht angesteckt, — du hast den glimmenden Docht nicht auslöschen lassen, auf daß ich dir noch einmal meine Sünden bekenne, meine Rechnung mit dir abschließe, damit du mich selig machen könntest, in dein Reich aufnimmest. Ich bitte dich, Herr mein Gott, laß mich nicht in solchen Qualen abscheiden, denn mein Glaube ist schwach und meine Kraft gering. — Wenn es aber doch dein Wille ist — so gib du, der du auf Golgatha für mich gestorben bist und das *Eli Eli lama sabtani* für mich gerufen hast, gib mir deine Kraft zum Sterben im Glauben, zum Siege über die

Hölle und den Satan! Lob, Ehre und Preis sei dir, o Jesu! Amen.

Nach einer Weile sagte er seiner Frau mit einem Anfluge seines alten Humors, der ihn bis zuletzt nicht verließ, wenn der Zustand nur irgend erträglich war: „Nun komm her! jetzt wollen wir die nächsten Reisepläne besprechen, nämlich in meine Nachtequipage.“ Dann schob er sich, von den seinen unterstützt, in kaum merklicher Bewegung rückwärts gehend, der Couchette zu. Es dauerte lange Zeit, ehe er in demselben Zimmer zu der Couchette gelangte. Der Sohn Conrad hatte in den Tagen ein Musikstück gespielt, das hieß: *Marche d'un pauvre diable*. Als nun Holst so langsam sich fort schob, fiel ihm das ein, und er rief: Conrad, jetzt könntest du spielen: *Marche d'un pauvre diable!*

Der folgende Tag war sehr schwer und er sprach unbehaglich vom bevorstehenden Ende. In großer Sorge, daß ein ähnlicher Erstickungsanfall wiederkehren könne, sagte er zu mehreren Besuchenden: „beten Sie, daß die Anfechtung heute nicht wieder komme — oder daß mir, wenn sie kommt, die Waffenrüstung des Geistes nicht fehle.“ — Als er seine Frau weinen sah, sagte er: „nur nicht zu früh begraben — und zu den Füßen der Eltern will ich, ihr Jüngstgeborener, ruhn, — vor dir aber wird Er einhergehn in Galilaea, in dem armen, staubigen Galilaea, daselbst wirst du ihn sehen und besser und stärker an ihn glauben, als da du mich hattest. Mein armes Weib, wie schwer ist's mir, daß ich dich nicht trösten kann.

An seinen Sohn Mathias, der in Hannover war, bestellte er einen Gruß. „Er soll am täglichen Gebet

bleiben, ja, am täglichen, daun wird er nicht bloß ein geschickter Architect, sondern ein Kind Gottes sein. — Als die Dual einmal wieder recht arg war, ließ er sich vom ältesten Sohne Leopold vorlesen: „Jerusalem du hochgebaute Stadt,“ und „Valet will ich dir geben.“ Bei den Worten: „im Himmel ist gut wohnen, dahin steht mein Begier“ wiederholte er mit fester Stimme die Worte, während des Sohnes Stimme zitterte und stockte. Oft hörte man von ihm: „du Mann von Golgatha“ und seinen Wahlspruch, den er sich selbst zum Leichentext seit lange schon bestimmt hatte: wer da glaubet an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. — „Mein Kopf faßt es wohl, daß ich bald sterben werde, aber mein inwendiger Mensch faßt es nicht. Ich greife über den Tod hinüber und empfangen Erquickung und Stärkung von dort her — aber der Tod selbst? — Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen die Hülfe kommt — bald werde ich auf den Bergen stehn — aber die Berge sind unsichtbar.“

Am Nachmittage kamen Geschwister und Freunde, um ihn zu sehen. Es kam vor Allen sein Bruder, der einzige, der noch lebte und der auch sein Lehrer gewesen, selbst jetzt krank und hinfällig. Als dieser eintrat, breitete der Kranke die Arme ihm entgegen, faßte dann des Nahenden Hand, küßte sie mit Thränen und rief: mein Vater und Bruder! Dann aber alsbald, wie mit seliger Siegesfreude: Hurrah, die ewigen Höhen sind unser! — Obgleich der Arzt entschieden sagte: wenn nicht etwas Besonderes hinzukäme, sei der Tod noch nicht so nahe, so erwarteten die Seinigen diesen doch bald und seine

Frau bat ihn, noch in dieser Nacht mit den Seinen das Abendmahl zu nehmen und es nicht bis Gründonnerstag hinauszuschieben. — H., sein Nachfolger, der nebst den Seinen um ihn war, mußte ihm wieder das Lied vorlesen: „Christus der ist mein Leben,“ und hielt darauf ein Gebet. Am Schluß dieses Gebets stimmten Alle in das Amen ein. Er rief: Hörst du treuer Herr Jesu. Sie alle, jung und alt sagen Amen. Dann wiederholte er seiner Frau mit vielen Liebes- und Segensworten die Verheißung: Er wird vor dir hergehen in Galilaea, wie ich es dir schon gesagt habe. Herr Jesu, sei du ihr Licht, ihre Kraft, ihr Muth in ihrem Wittwenstande! — Seinen Segen für den abwesenden Sohn Mathias legte er der Frau aufs Haupt, damit sie ihn denselben sende. Die andern Kinder rief er alle einzeln zu sich und gab jedem seinen besondern Segen. Die drei Jüngsten knieten auf einmal vor ihm nieder. Er sah sie zärtlich an und sprach: nun ihr meine lieben Kinderchen, die ihr bald keinen Vater mehr haben werdet — mir ist um euch nicht bange. Der Herr ist euer guter Hirte. Er wird euch weiden auf seiner grünen Aue und euch führen zum frischen Wasser. Er wird euch leiten. Denket daran, Große und Kleine, was für eine Aufgabe ihr habt der Mutter zu dienen in Gehorsam, Willigkeit und Fleiß! Auch andere Anwesende segnete er, trug Grüße auf an Verwandte, Freunde, Schulmeister, Kirchenvormünder der deutschen und estnischen Gemeinde. Alles aber geschah unter großer Anstrengung mit längern Pausen, weil die Luft zum Sprechen oft fehlte. Er sagte auch zwischen hinein: ach, ich kann nicht

mehr. Um 12 Uhr Mitternacht nahmen sie das heilige Abendmahl. Der treue Amts-Gehülfe absolvirte Holst und dieser hernach ihn. Holst sprach: an Dir allein habe ich gesündigt und übel vor Dir gethan! Gott sei mir Sünder gnädig — ja nicht bloß das — sondern Gott sei mir Pastor gnädig! — Die Worte der Absolution sprach Holst mit lauter Stimme zugleich mit dem Administrirenden. Als dieser in seinem Gebet nach der Communion von der Gemeinschaft der Heiligen sprach „die Grab und Tod überdauert,“ gedachte Holst seiner Wittwe, und sagte zu ihr: hörst du's!?

Die Nacht verging und der Tod kam nicht. Um 11 Uhr Dienstag Vormittags schienen aber alle Anzeigen des Endes da zu sein. Als sie nun um ihn herumknieten und er fragte, warum sie das thäten und seine Frau ihm sagte: wir glauben, daß deine Erlösung nahe ist, da nahm sein Gesicht einen unvergeßlichen Ausdruck an. Seine Züge waren wie verklärt und Seligkeit leuchtete aus seinen Augen. Er sprach: o ich schmecke den Tod nicht! Lob, Dank und Preis, und das wird einem Sünder, wie ich bin, zu Theil! —

Holst's Frau fühlte sich beängstigt und bat den Gehülfen zu beten. Da sagte Holst: welche Anfechtungen hast du? O, sie glaubt wohl, ich werde nicht selig! O ich Sünder, ich Schächer! Ich lasse mich ganz los auf seine Gnade! Wenn Er mich fallen lassen will, so falle ich! Aber Er hält mich. H. betete den 23. Psalm, worauf Holst sagte: danke, danke! und zu seiner Frau: Er wird vor dir hergehn in Galilaea, glaube es doch nur. Ach Herr, tröste mein armes Weib! ich lege Dir

diese Maria ans Herz! Er ließ dann singen: Jesus meine Zuversicht. Mit großer Sehnsucht sah Holst seinem Tode entgegen, aber er kam nicht, und dies empfand Holst wie eine getäuschte Hoffnung. Aber er rief seinem Weibe zu: es sei dein Trost, daß du mehr leidest als ich, das ist ja der Liebe Trost! — Herr, ich danke Dir, daß Du mich treulich demüthigest. Ich sollte nicht im Pomp und Triumph hinein, sondern fein demüthig, wie eine kleine Maus.

Dienstag und Mittwoch vor Ostern litt er schwere Beängstigungen durch Luftmangel. Fortwährend mußten Kopf und Rücken gestützt werden, stundenlang saß er ohne ein Wort zu sprechen, nur nach Luft schnappend — aber keine ungeduldige Klage kam über seine Lippen, nicht ein Mal während der ganzen Zeit. Aber wohl seufzte er oft: „schwer, schwer! ach lieber Herr, nur Eines bitte ich Dich: Geduld, Geduld, ach laß nur die Geduld nicht ausgehn! Ach komm bald!“

Als er nichts mehr essen wollte in der Hoffnung es sei nicht mehr nöthig, sagte ihm die Frau: nach dem Ausspruch des Arztes ist das Ende noch fern. Da sagte Holst: „dann muß ich mich ernstlich mit Gebet rüsten, damit die Geduld nicht ausgeht.“ Darauf nahm er mit der größten Freundlichkeit und Dankbarkeit die leiblichen Erquickungen an, die in reichem Maas ihm gesendet wurden. „Das ist ja herrlich, köstlich, sagte er, ich danke Dir Herr, das hast Du nicht gehabt, als Du meine Sache ausmachtest.“

Einmal sagte er: der Herr hat mir viel Gaben verliehen, und sie haben den Menschen Segen gebracht,

aber diese haben sie oft mit der Treue verwechselt. Machen denn die Gaben selig? Daß sich Gott erbarme! Jesu, ich schweige, das bleibt zwischen Dir und mir. — Als nach einer Ruhezeit die Beängstigungen heftiger wiederkehrten, rief er: Komm, komm und hole mich und lege meine Zunge mit einem Tröpflein Wassers, Du ewig siegreicher Lazarus, der Du allein die Klust überschritten hast — — — komm mich herauszulassen, Herr Jesu. Ich lege das Ohr an die Thür meines Gefängnisses und lausche, lausche ob ich nicht das Nahen Deiner Boten höre — dann wird uns sein, wie den Träumenden, wenn die Freiheit bricht herein. — — O wenn Du jetzt sprächest: Valentin, komm heraus!

Als der Bruder seines lieben Adjuncten zum Besuch kam, sagte er ihm: „es kann für Sie von großem Nutzen sein den vornehmsten unter den Sündern selig sterben zu sehn.“

Wenn die Seinen muthlos wurden bei der sich stets wiederholenden Sterbensnoth, während die Aerzte immer sagten: der Tod ist noch ferne, dann sagte er: murret nicht, klaget nicht, als ob der Herr es zu lange mit mir mache. Er weiß, was er thut, er hat Alles wohl gemacht. Ich danke Dir Herr, daß Du mich treulich, treulich demüthigst. Alles konnte er aber nur sylbenweise ausstoßen. In den leichtern Stunden ordnete er seine und der Seinen Angelegenheiten bis ins Kleinste. Er hatte aber nicht viel damit zu thun. Er hatte seit lange den Ruf vernommen: bestelle dein Haus. Mitunter war er ganz gemüthlich und sein alter Humor kam wieder. Die Seinen mußten bei ihm den Thee trinken

und er sprach: ich werde jetzt fein bürgerlich eine Pfeife Tabak rauchen und dem Herru dabei danken, daß er mich so oft dadurch erquickt hat. Am Gründonnerstag Nachmittag waren schon die ersten Phantasien eingetreten, — da war die Sprache verändert, hohl, heiser, steif, lächelnd. In der Nacht dictirte er aber einen langen Brief an den Sohn ins Ausland, — nicht bloß klar und zusammenhängend, sondern wohlbedacht und mitunter verändernd. Am Osterjonnabend schien der Tod da zu sein, — aber kam nicht, sondern acht Tage später. „Ich war an der Grabesthür des Osterfürsten und wollte rasch hinein, — aber ich mußte zurück und glaube wieder! — Ich klopfe an, klopfe an — öffne die Thür, laß mich hinein, mein Herz möchte springen vor Sehnsucht Dich zu sehen! — Als die Frau ihn bat ihr zu versprechen droben für sie zu beten, sagte er nach einer Weile: ich will es dem Herrn sagen, daß ich es Dir versprochen, mehr kann ich nicht thun. Ich weiß nicht wie weit es den Seligen dort gestattet ist Fürbitte zu thun. Ich glaube Deine Bitte kommt nicht aus einer richtigen Stellung. Allein, allein zu Ihm, dann bleiben wir verbunden, und ich werde Dir nicht entrisen. — Du wirst sehen, wie Er sich Dir offenbaren wird, wenn Du mit Deinem Wittwenherzen die Schrift lesen wirst, das alte ABG., — wie Du sie ganz anders verstehn wirst. Denke daran, wir werden einen schönen Tag erleben, welches Datum der tragen wird, weiß ich nicht, aber wir werden ihn erleben. Dann werden meine Augen Dich ansehen und fragen: ist es nun wahr gewesen, was ich Dir gesagt habe.

Oft nannte er die Seinen, mit den zärtlichsten Namen, bat sie möchten es ihm nicht verargen, daß er viel mehr an sich dachte, als an sie und so gern fortgehe. Sieh, wie hübsch es draußen ist. Aber freilich es ist für die Weggehenden hübscher als für die Zurückbleibenden. Als er seine Frau weinen sah: ihr bleibt in der Trübsal zurück und ich kann es nicht ändern. Ich scheide nicht bloß als ein begnadigter, sondern als ein glückseliger Mensch von meinem Weibe, meinen Kindern, aus meinem Hause! — Unbegreiflich sind die großen Gnaden des Herrn. Jesus ist treu. Hurrah — (mit schwacher, lächelnder Stimme), ich kann nicht anders sagen, als: Jesus ist treu! Wie wird Er mein verwaistetes Nest unter seine Fittige nehmen! Mit der armen Glucke oben an! Er wird seine Fittige über sie breiten!

Er bestimmte Jedem ein Andenken, Conrad seinen Talar und seine Bibliothek, falls er bei dem Beschlusse bliebe, Theologie zu studiren und sagte zu ihm: sola fide, sola fide! weh dir, wenn du einmal etwas Andres predigst. Das ist der Grundstein und das Fundament unsrer evangelisch-Lutherischen Kirche.

Stundenlang dauerten oft die Dualen, in denen er ganz schweigend da saß und nur zuweilen rief: Herr erbarme Dich, komm, komm! Helft mir beten! — Dester ließ er sich Trostlieder vorsingen, namentlich den Choral: wer nur den lieben Gott läßt walten, nach dem Satz aus dem Paulus; Christus der ist mein Leben; Christi Blut und Gerechtigkeit; nun danket alle Gott; ja er stimmte selbst mit ein, heiser und tonlos! Als die Todesnoth wieder einmal kam, während seine Frau sich

hingelegt hätte und eingeschlafen war, sagte er: weck doch mein armes Weib, sie wird erschrecken und es wird ihr leid thun. Sie liegt da wie eine Todte. — Als sie nun kam und es wieder vorübergegangen war, sagte er: zwei Mal dachte ich schon zu landen, aber der Herr sprach immer wieder: gehe noch zurück, meine Stunde ist noch nicht da! — Ich danke Dir, daß Du mich treulich gedemüthigt hast und mir noch Gnadenfrist gegeben! Ich habe nun noch einmal mit dem Herrn Alles durchgesprochen und ihm erzählt von meinem Hochmuth, meinem Geiz, meiner Lieblosigkeit, meiner Trägheit (und es folgte noch eine lange Reihe). Vergieb mir auch die letzten Sünden, den hochfahrenden Glauben! Der kommt mir nicht zu!

Als seine Frau ihm später etwas zu essen anbot, sagte er: O ja! warum nicht? warum soll ich meines Herrn reiche Gaben nicht genießen, so lange er zu mir sagt: warte noch! Lassen wird er mich doch nicht, ich bin des in guter Zuversicht! Wie reich hat er mir den Tisch auch im Irdischen gedeckt, — wie reich! Wo ist der Dank geblieben?

Als Frau v. H. (s. 3. Capitel) ihn besuchte und Holst's Frau ihr sagte: nun haben Sie einen treuen Boten, Ihren Kindern Grüße zu schicken, sagte er ihr, nachdem er sie gesegnet: gewiß wird man sich zuerst nicht erkennen, sondern erst allmählig — aber den Herrn muß man bald sehn — das ist erst das Siegel, daß man in Ihm selig überwunden hat — wenn auch zuerst nicht in seiner strahlenden Herrlichkeit, sondern wie eine Seele, die eben erst ihr Schmutzkleid abgeworfen hat.

Am Charfreitag nahm er von den Diensthoten Abschied, dankte ihnen für ihre treuen Dienste, bat ihnen ab, womit er sie gekränkt; auch einzelne Vormünder und Schulmeister kamen zu ihm, er trug Grüße an die Uebri- gen und an die ganze Gemeinde auf.

Zu seinen Qualen kam nun noch, daß er sich durch- gesehen, er sagte oft: ich sitze wie im Feuer. Fort- während versuchte man ihm eine bequemere Lage zu ge- ben, er dankte immer, fand es „sehr schön“, aber kaum 5 Minuten hielt er es aus. Liegen konnte er gar nicht und sagte einmal sehnsüchtig: könnte ich mich nur ein- mal auf 10 Minuten ausstrecken! — Herr Jesu, komm bald mich auszuspannen! Am Ostermontag war es leichter — die Kinder sollten mit ihm Thee trinken, als sie sich aber um ihn versammelten, trat wieder ein so schwerer Zufall ein, daß man sicher den Tod erwartete. Erst gegen Morgen ward er ruhiger. Als der Propst ihn am Osterdienstag besuchte, sagte er ihm, daß, wie gequält der Leib auch sei, die Seele Friede habe in der Gewißheit, daß sie erlöset und versöhnet sei. Am Mitte- woch war ein so leichter Tag, daß er selbst mehrere Male sagte: „Ist das nicht wunderbar! Was fehlt mir eigent- lich? Die Qual des Sizens abgerechnet leide ich ja gar nicht.“ Doch zeigte die große Kraftlosigkeit und die ton- lose Stimme, daß dennoch die Arbeit des Todes fort- schritt. Er beschäftigte sich noch mit einer Verlosung zum Besten der Parochialschule. Am Abend ließ er sich noch einen Brief vorlesen, den er selbst aus dem Auslande geschrieben, und freute sich der alten Erinnerungen. Als seine Frau in der Nacht um 2 Uhr zu ihm kam, fand

ſie eine große Veränderung. Das Bewußtſein ſchien nicht ganz klar und die geiſtlichen Anfechtungen, mit denen der Herr ihn biſher verſchont — ſollte er auch noch erfahren. Er ſagte: „o ich war allein! ich war allein! ich konnte Ihn nicht ſehen, meinen Heiland! Aber zwei andre Augen hätten ihn geſehn.“ Darauf betete er mit Inbrunſt! Auf die Frage der Frau, ob er ſie kenne, antwortete er: „o ja, du biſt mein Weib, nachdem meine Seele gerufen hat.“ Ehe ſie kam, hatte er ängſtlich gefragt: „wo iſt mein Weib, meine Marie, iſt ſie geſtorben?“ Alle wurden geweckt und es ſchien wieder, als gehe es zum Sterben, die Bruſt arbeitete heftig, die Züge änderten ſich. „Meine Schwachheit iſt groß, ich bedarf deſſen, daß ihr bei mir ſeid.“ Dann nannte er in kurzen Sätzen alle einzeln und ſagte: „ſeid Alle geſegnet. Ich habe Herr, ſie alle in Deine Hand gegeben. O unſre Kinder werden auch einexercirt, nicht bloß den Glauben bekennen, auch Glauben haben, halten, bewähren, ſiegen. Du weiſt Herr, was ich Dir von denen geſagt, die bei mir ausgehalten haben in meinen Anfechtungen! — Segen und Dank!“ Nach einer Weile: „ſchwer, ſchwer! und — zum Gehülſen ſich wendend — hilf wieder.“ Dieſer betete und ſchloß mit den Worten: „erlöſe ihn.“ Der Kranke wiederholte dieſe Worte: „erlöſe ihn, erlöſe ihn, weil Du in ihm gewirkt haſt, daß er anſchaue nur das gekreuzigte Lamm in der Wüſte erhöht, darum hilf ihm zum Leben, zum Sterben, im Streit, im Kampf — zum Demüthigſein, zum Dienen, Gehorſam, Geduld — aus Gnaden — aus Gnaden.“  
Nach langer qualvoller Zeit: Komm Herr Jeſu!

tritt unter uns! Wir harren Dein! Kürze ab, kürze ab! — Um des schwachen kleinen Glaubens willen derer, die um mich leiden, kürze ab. — Du, dem nichts verkürzt ward! — Wenn sie im heißen Strudel der Anfechtung sich drehen und Satan drein bläset — o Du Held aus Juda's Stamm, komm und verkürze! O Du Heiland, der Du sitzt zur Rechten des Vaters, o verkürze, wenn das Herz zergehen will — wenn es dunkel vor der Seele wird. — Betet, betet!“ H. betete und sprach dann zu Holst: der Herr ist Dein Hirte! Holst sprach selbst das Amen! „Du hast mich träge gefunden Herr zu dem, wozu Du mich bestellst, durch Deine Gnade allein hast Du gewirkt. Wer aber glaubet an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“

Als er etwas ruhiger wurde, legten sich die Uebrigen wieder hin. Die Mütter, ein Sohn und eine Tochter blieben bei ihm und mußten ihn auf seine Bitte, obgleich sie große Furcht davor hatten, zu einem gegenüberstehenden Bett geleiten, wo er sich niederlegte, nachdem er 14 Tage Tag und Nacht gefessen hatte, und wo er nun wirklich etwas einschlief. Es war zu erkennen, daß der Tod nähete.

Holst erwachte wieder beängstigt. — „Jesus, habe ich Dich gelästert? sage es mir! ich weiß es nicht — ich lausche auf Deinen Urtheilspruch! der ist gerecht. O sage es mir, habe ich Dich gelästert? O ich wandere im dunkeln Thale, wenn ich Dich nicht sehe!“ Die Frau sagte ihm beruhigend: „du hast stets bekannt, daß Jesus der Einzige ist, auf den du hoffest. Er antwortete: „ja,

das ist wahr, das will ich vor der ganzen Welt bekennen: Jesus allein, Jesus, Jesus allein!“ — Als noch keine Ruhe kam, sagte die Frau zu ihm das Wort: „wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, da rief Holst: „noch einmal, noch einmal.“ Als sie es gesagt hatte: ich lasse mich los in Deine Hände hin! Willst Du mich loslassen, nun wohl, ich werde Dich loben! Du hast recht — aber — (mit einem freundlichen Lächeln) — das kannst Du nicht — ja das kannst Du nicht, das ist das Einzige was Du nicht kannst. Wir wollen doch sehen, wer den Sieg behalten wird — der Große, Starke oder der Kleine mit der verrenkten Hüfte. Ja, wir wollen sehn!“ Die Unruhe kehrte immer wieder bis er endlich rief: „durch, durch!“ und von nun an ungestörten Frieden in seinen Leiden hatte. Gefragt, ob er nun ruhig sei, sagte er klar und freundlich: ganz ruhig. — Nun mischten sich aber Phantasien mit ein. Er wollte fahren, bat, ihm den Weg frei zu machen — hoffte bald „bei der letzten Station“ zu sein und dann „ganz nach Hause zu kommen.“ Er bat, man möchte ihn wieder auf's Sopha heben, aber leider ging das nicht, denn bei der geringsten Bewegung zuckte er von Schmerz zusammen.

Am Abend ließ er sich eine Tafel geben und schrieb: Durch Gottes große Gnade ist mir gestattet worden selig abzuschneiden. Worauf hin? Auf Gottes freie Gnade in Christi Blut allein, unvermischt mit zehntausend meiner Gebete und Anrufungen. Es kamen wieder Phantasien. Er sprach: auf wen wird denn eigentlich noch gewartet? Hat der Herr denn eine Abmachung getroffen auf so und

so viel Gebete und Seufzer ehe die Rechnung geschlossen ist. — Am andern Tage war er wieder klar, erinnerte sich auch der Bilder, die er gehabt. Er segnete wieder Alle einzeln und sagte unvergeßliche Liebestworte zu ihnen. Zu seiner Frau: glaube es doch nur, was ich dir gesagt habe: du wirst Ihn erkennen besser als bisher, weil du mit andern Augen die Schrift lesen wirst. Denke daran, was ich dir gesagt habe, du wirst sehen und erkennen: der Wittwen Gott! und was ich an Segen habe, das lege ich Alles auf Dein Haupt!“

Am Freitag Nachmittag fragte er, was die Uhr sei. Es ist 4 Uhr, ward ihm gesagt. „Eine schöne Zeit.“ 24 Stunden später war die „schöne Zeit“ schon da. Er beklagte sich, daß er so wirre sei und fragte: „wie lange soll ich denn eigentlich schlafen?“ Seine Frau antwortete: bis du im ewigen Leben erwachest. Da nahm sein Gesicht einen unaussprechlich freundlichen Ausdruck an: „o ich weiß wohl! aber ist denn das so bald? bald? vielleicht noch heute?“ — Sein Gesicht glänzte, wie das eines Kindes, das den heiligen Christ erwartet. Dann sagte er: die Füße schmerzen so, und der Rücken! was da Alles vorgeht! Es ist ein Leben voll Qual und Marter und schön, daß ich fortgehe!“ Dann rief er die Kinder alle: „nun ist die Osterzeit bald vorüber! Ihr wißt wie schwer sie für uns angefangen hat, da wir noch in Ungewißheit schwebten, bis sich uns die Gewißheit zeigte, daß wir scheiden müssen und durch des Herrn Gnade konnte ich diese Gewißheit so fassen, daß sie mich im Glauben stärkte. Es gab mir der Herr das unaussprechlich schöne Zeugniß, daß die Lehre, die ich verkün-

dig, die rechte — Hirten und Schäflein selig machende sei.“ — Er ließ sich seine Lieblingslieder vorsingen. Am Abend sagte er: „ich freue mich, Kinder, daß Ihr nun auch zur Ruhe kommt, Feierabend machen könnt!“ Das Bewußtsein schwand immer mehr. Am Sonnabend früh war der Leichenzug dem Gesichte aufgeprägt, er war unruhig, das Schlucken wurde ihm schwer. Im Nebenzimmer wurden seine Lieblingslieder gesungen. Er verlangte sein Neues Testament und eine Bleifeder und schrieb für seine Frau hinein: fortbin dein Buch dies! Mit was andern Augen, Ohren, Zunge wirst du nun lesen als bisher, bis Er uns wieder zusammengebracht. Amen!“ — Die Schrift war fast unleserlich, aber Holst half mündlich nach, wo die Frau sie nicht entziffern konnte. Eine halbe Stunde später verlangte er noch ein Blatt Papier, konnte die Richtung nicht mehr recht erkennen, in der er schreiben mußte und brachte mühsam endlich Folgendes zu Stande: 3 Stunden nach dem Tode sieht Einer noch alles Alte und das Neue sehr wenig. Dem denket nach, warum es so verschiedenen Tod hat in der Welt — Er hatte seit ein paar Tagen öfters die Idee schon gestorben zu sein.

Von nun an sprach er fast gar nicht mehr — war auch nicht zu verstehen. Als das Köcheln eintrat, sagte der Adjunct zu ihm: Jetzt spricht dein Bräutigam, siehe ich komme bald! Er hat dir geholfen zu halten, was du hast und wird dir die Krone des Lebens geben. Holst läspelte darauf etwas, das ungefähr wie „ich sehe“ klang. Dieser letzte Kampf währte etwa eine Viertelstunde, — dann war es still — das Auge klar und glänzend, nur

unbeweglich. Die Frau schreibt: wir thaten nach seinem Willen, saßen recht lange ganz still um ihn herum — dann ließ ich die Kinder zum letzten Mal ihm ins Auge schauen, ehe wir es zudrückten. — Das geschah den 9. (21.) April 1860.

In der Kirchenchronik von Fellin steht von Holst's Hand aus dem Jahre 1836 geschrieben über die Einweihung des erweiterten Gottesackers: „nach Beendigung des deutschen und estnischen Gottesdienstes in der Kirche zog unter dem Geläute der Glocken und mit Gesang die estnische Gemeinde, geführt vom Pastor-Adjunct Holst auf den Gottesacker. Voran trug ein greiser Kirchenvormünder ein 2 1/2 Faden hohes, schwarzes Kreuz. Die deutsche Gemeinde hatte sich schon früher auf den Gräbern der Thrigen versammelt. Von der Höhe des Kirchhofs bot die bis zur Stadt zurückreichende, wogende und geistliche Lieder singende Menschenmasse einen rührenden und erhebenden Anblick dar. Auf dem neuen Kirchhofaplag ward zunächst das neue Kreuz eingepflanzt, sodann bestieg der Pastor eine von Feldsteinen errichtete Kanzel und weihte nach gehaltener estnischer Rede den Kirchhof in estnischer Sprache ein, worauf nach gehaltener Ansprache an die deutsche Gemeinde mit Collecte, Segen und deutschem Gesang die Feierlichkeit geschlossen ward. Langsam verzogen sich allmählig die schwarzen Haufen der Esten und die bunten Gruppen der Deutschen. Gott hatte zu diesem Tage das schönste Wetter gegeben.“

Das Alles wiederholte sich fast ebenso am 18. April 1860, nur daß hinter dem Kreuz sein Sarg getragen wurde und keine bunten Gruppen sich zeigten. Es fand

zuerst estnischer Gottesdienst in der Kirche Statt und Pastor Mickwig aus Willstfer hielt die Leichenpredigt. Die darauf folgende deutsche Predigt in der Kirche hielt der Propst Carlblom. Auf dem Gottesacker sprachen die beiden lieben Gehülften Holst's, Pastor Hörschelmann estnisch und Pastor adj. von Stachelberg den Nachruf am Grabe deutsch.

Es war ein ernstes, wahres und schönes Wort, was der Propst und Consistorial-Assessor P. Carlblom der deutschen Gemeinde über des Seligen persönliche Stellung und Bedeutung und über sein amtliches Erweisen, über sein Leiden und seinen gesegneten Tod auf Grund von Hebr. 13, 7. 8. 9. sagte. Er zeigte besonders, wie es an diesem Lehrer des Evangeliums so deutlich zu merken gewesen, daß, bei allen großen persönlichen Naturgaben, die er besaß und die ihm eine Stellung unter den Menschen sicherten, doch nicht diese die Hauptmacht im Leben der Knechte des Herrn seien, sondern die Gnade des Herrn sei es, die Holst in der Demuth erhalten und darum mit so reicher Wirkung des Wortes in den Herzen gesegnet, die ihm in den prüfungsreichen Jahren seiner Krankheit Geduld und treueste Fürbitte für die Gemeinde gegeben, die ihm ein so erbauliches und Leben predigendes Ende geschenkt habe, die Gnade, die Holst selbst auch allein habe preisen wollen, als er sich jenen Spruch zum Leichentext erwählt habe: „wer da glaubet an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“ — Er schloß mit dem Gebet: Herr Jesu, Du guter Hirte, Du hast ein gesegnetes Rüstzeug abgerufen. Wir bitten Dich, fülle

die Lücke aus, die entstanden ist, und sende treue Arbeiter in Deinen Weinberg! Wir danken Dir für alle Gnade und Barmherzigkeit, durch welche Du unsern seligen Bruder vollendet hast. Du wollest die tief trauernde Wittve, die weinenden Kinder mächtig trösten, nachdem Du in der Rückerinnerung an das gesegnete Sterbebett des Familienhauptes den Nachbleibenden ein so köstliches Testament gestiftet hast. Du wirst es thun. Uns aber erhalte im Glauben an Dich, der die Welt überwindet, daß wir unserm Bruder folgen mögen dorthin, wo alle Schwachheit und aller Verdruß und Schmerz tief unter unsern Füßen liegt, wo wir als Sieger vor Deinem Throne stehn, anbeten, loben und danken, wo wir die Herrlichkeit sehen, die der Vater Dir gegeben hat, und die Krone des Lebens empfangen aus Deiner Hand. Halte uns Herr, an Deiner starken Hand, wenn Du durch Leiden uns vollenden willst, bis wir zu Deiner Ruhe eingehn! Amen.

Als Holst's Wittve mit ihren Kindern tief betrübt, aber auch mit dem höchsten Troste im Reiche Gottes getröstet, heimging, kam ihr ein Bauertweib nach und legte ihr ein 20 Kopeken-Stück in ihre Hand, weil sie nun Wittve sei und Hilfe brauche. Dieses Scherflein war klein, aber doch unermesslich groß, und als großes ward es angenommen und dem Herrn gezeigt und Ihm dafür gedankt als für eine ernste Mahnung und als für eine heilige thatsächliche Erfüllung des Wortes: trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches Alles zufallen.

Es sind Holst's Tode noch viele Lebenszeichen gefolgt. Nachdem auf der Synode ein Neffe Holst's, der

Pastor von Wenden J. Holst einen richtig gezeichneten Nekrolog gehalten hatte, da nahm der Präses Bischof Walter das Wort und sagte, Holst habe ihn von seinem Gottgesegneten Sterbelager aus durch den Adjuncten grüßen und ihm des Herrn Segen wünschen lassen. „Mit dem durch solches Sterben geweihten Gruß und Segen, sagte der Bischof — habe ich mich jetzt, als mit einem geheiligten Ehrenzeichen geschmückt, euch, Brüder, zeigen wollen, darinn sage ich es euch. Gott helfe uns sterben so gesegneten Todes!“

Danach als der Präses eine Pause eintreten ließ, sammelten sich viele Anteb Brüder in der Mitte des Saales und sangen: Jerusalem du hochgebaute Stadt. — Da haben wir's recht gefühlt, wie lebendig unsres Bruders Holst Sterben gewesen. Es belebte uns eben auch auf der Synode und war eine kräftige Mahnung zur geduldigen und demüthigen Arbeit bis zur bestimmten Ruhestunde.

Als am 4. Januar 1861 die älteste Tochter die Mutter verließ um Gouvernante zu werden, lasen sie zusammen eine Neujaßpredigt von Holst vom Jahre 1850 über Ps. 121. Sie schreibt: „wie merkwürdig paßte das Wort gerade für unsere Verhältnisse! Bei solchen Worten von ihm ist es mir auch recht gewiß: er lebt, er lebt! er lebt auch noch fort für uns!“

Saben wir nun so den ernst-heitern Freund bis an die Schwelle begleitet, die uns zu überschreiten noch nicht gestattet ist, so seien uns zum Schluß noch zwei Bemerkungen gestattet. Der Verlauf nämlich seines Lebens giebt uns auch ein Bild für die in ihm vereinigt-

ten Seiten seines Wesens, die ernste und heitere, deren Sineinandergreifen Manchen zu unvermittelt erschienen ist. Wie im 1. Cap., in seiner Jugendgeschichte, wir ihn durch des Jugendlebens ernstere Arbeit und dann durch die heitere Reise begleiten, so folgt dann im 2. Cap. dies ernste Leben im Amte und häuslichen Beruf, darauf aber wieder im 3. Cap. die zwei Reisen, in denen wir den Freund trotz Krankheit und mancherlei Schmerz frisch und heiter um sich blicken und mit lebendigen Farben seine Anschauungen mahlen sehn. Endlich schließt im 4. Abschnitt das Leben mit der ernstestn Arbeit des Sterbens.

Gott, der die starke Anlage zu Ernst wie zum Humor kannte, die Er geschaffen, hat auch beide Seiten in dem Wesen unseres Freundes also erzogen und entwickelt. Der vierte Abschnitt voll ernstestn Arbeit weist deutlich auf einen fünften hin voll heiterer Ruhe, der für Holfst gefolgt ist, und den wir auch noch lesen werden, wenn wir dahin gelangt sind, wo in der Ewigkeit dieser letzte Theil des Lebens in ungetrübter Harmonie des Ernstes und der Heiterkeit sich entfaltet und wo das Zeugniß der Lieblichkeit Jes. 32, 7., Röm. 10, 15., mit welchem Gott hier auf Erden die Füße der Boten seines Wortes schmückt, verherrlicht sein wird zum Sternenglanz den Gott Dan. 12, 3. seinen Knechten für jenes Leben verheißt. Ja, vor Ihm ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu Deiner Rechten ewiglich. Ps. 16, 11.

Sodann: Siehst du den Diener am Worte Gottes? der da lebt im Worte, der sich freuet und leidet im Worte, der da stirbt und sein eigen Sterbebett und der Seinen Leben untwindet mit den lieblichsten Kränzen aus

dem Worte! Vom Worte getragen und das Wort tragend, so ist dieser Bote Christi durch das Leben gegangen, und darum erkennt man an ihm in seinem Maße die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, dem er diente und der das Leben der Seinen seinem Leben ähnlich macht und es mit seines Lebens Herrlichkeit erfüllt. — Wie wird Holst sich freuen, dort, wo er die Herrlichkeit des Sohnes Gottes sieht, die der Vater ihm gegeben, und in die der Sohn diesen seinen Knecht hineingerufen hat. Es spreche darum jeglicher Christ in dieser der Herrlichkeit der Welt und des Menschenwortes verfallenen Zeit, wo Viele weggehn: Herr, wohin sollen wir gehn, Du hast Worte des ewigen Lebens. Und jeder Diener am Worte lasse sich weihen zu seinem heiligen Dienst in schwerer Zeit wie Holst es gethan und also auch durch Holst's Leben und Sterben. Ja, die Welt vergeht mit ihrer Lust, aber das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit und wer dieses Wort hält, der wird leben, ob er gleich stirbe.



## Verichtigungen.

- Seite 57, Z. 13 v. o. statt weltlichen lies: amtlichen.  
• 58, Z. 8 v. u. fehlt zwischen Beliebtheit und in ein: nie.  
• 91, Z. 9 v. u. lies vergeßam statt: vergessen.  
• 104, Z. 3 v. u. lies Statuden: statt Statuten.  
• 107, Z. 14 v. o. lies statt er sei: reise.  
• 132, Z. 5 v. o. streiche: an.  
• 138, Z. 15 v. u. lies Thermen statt: Thürmen.  
• 148, Z. 10 v. u. lies Campagna statt: Compagna.  
• 164, Z. 17 v. o. lies Genzano statt: Senzano  
• 166, Z. 2 v. u. Parenthese hinter: benutzten, und Parenthese  
geschlossen S. 167. Z. 4 v. o. hinter: besetzten.  
• 170, Z. 14 v. o. lies Campanella statt: Companella.  
• 172, Z. 14 v. o. lies Ufficii statt: Ufficio.  
• 178, Z. 1 v. o. lies glaube statt: glaubte.  
• 178, Z. 10 v. o. lies: u. sage Allen Dank, statt: sagen alle.  
• 190, Z. 10 v. o. statt dabei lies: bei den Geschenken.  
• 194, Z. 6 v. o. statt Heermann's. lies: Richter's.  
• 221, Z. 6 v. o. statt dies lies: das.
-